

Empirische Sexualforschung Ost: Die Partnerstudien

Interdisziplinär – komplex – langfristig

Kurt Starke

Zur sexualwissenschaftlichen Forschung der DDR gehören die umfangreichen Untersuchungen der Leipziger Jugendforscher und ihrer Kooperationspartner. Am Beispiel der drei großen Partnerstudien 1972, 1980 und 1990 werden die historische Einbettung, die Anlage und die wesentlichen inhaltlichen und organisatorischen Merkmale dieser Forschungen beschrieben. Dem folgen grundlegende Ergebnisse und Erkenntnisse, die – bei allen deutsch-deutschen Gemeinsamkeiten – eine gewisse Unikalität der Lebensweise in der DDR zeigen und Auswirkungen auf das Heute haben. Zu den wichtigsten Folgerungen für das weitere Schicksal der Sexualwissenschaft gehören zum einen eine komplexe interdisziplinäre Sexualforschung, die sich dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft stellt und das Sexualverhalten als Teil des Gesamtverhaltens einer Persönlichkeit sieht, und zum anderen eine professionelle Struktur und Organisation der Sexualforschung in Form eines akademischen Forschungsinstituts.

Die empirische Sexualforschung Ost nach 1945 und in der frühen DDR – für die ich hier nicht umfassend Zeugnis ablegen kann – kam schwer in Gang und hatte zunächst keinen spektakulären Widerhall in der Öffentlichkeit. Bücher zum Thema Sexualität, insbesondere populäre mit aufklärerischem Impetus, waren zwar stets gefragt und gingen von Hand zu Hand, aber wissenschaftliche Texte blieben eher Fachleuten vorbehalten und dem allgemeinen Publikum verschlossen. Empirische Befunde waren – ganz im Unterschied zu heute – in den Medien kaum präsent, und gleich gar nicht fanden sie sich in den großen politischen Reden.

Aber es gab sie, die Sexualforschung, spätestens in den 1960er Jahren, und auch vorher war die Schar der Wissenschaftler, die sich dem Thema Sexualität widmeten, so klein nicht (Hohmann, 1991; Stumpe et al., 1995). Stellvertretend seien folgende Namen genannt: Rudolf Klimmer (1949), Hanns Schwarz (1953), Rudolf Neubert (1956), Erwin Günther (1957; Günther & Bach, 1989), Danuta und Gerhard Weber (1958), Wolfgang

Bretschneider und Wolfhilde Dierl (1962), Lykke Aresin (1967), Karl-Heinz Mehlan (1969), Peter G. Hesse (Hesse et al., 1974; Dietz & Hesse, 1964).

Anfang der 1960er Jahre befragte der Rostocker pädagogische Psychologe Heinz Grassel 4.136 »Gewährspersonen« (Schüler, Abiturienten, Jungfacharbeiter, Lehrlinge, Studenten, Eltern, Lehrer) zum Thema Sexualität (Aufklärung, Wissen, Verhalten, Einstellungen) (Grassel, 1967). Grassel hing – wie viele Autoren in jener Zeit – zwar noch alten Jugendtheorien nach, ebnete aber gleichzeitig den Weg für einen aufgeschlossenen Umgang mit Jugend und Jugendsexualität und war der Leipziger Jugendforschung verbunden (Grassel & Bach, 1979).

In seinem weitverbreiteten Buch *Jugend und Liebe* erwähnt der Pädagogikwissenschaftler Rolf Borrmann eine schriftliche Befragung von 1.200 Jugendlichen und Erwachsenen aller Art, die Anfang der 1960er Jahre durchgeführt wurde (Borrmann, 1966, S. 7) und deren Ergebnisse er in diesem Buch verarbeitete. Der Untersuchung folgten weitere, auch in Zusammenarbeit mit dem Zentralinstitut für Jugendforschung (ZIJ) Leipzig (Borrmann & Schille, 1980). Der pädagogische Fokus war immer noch auf »Vorbereitung der Jugend« und auf »Ehe« gerichtet und nicht auf die relative Selbstständigkeit der Jugendsexualität.

Ebenfalls in den 1960er Jahren erkundete der Leipziger Kinderarzt Heinrich Brückner »Das Sexualwissen unserer Jugend« (n = 3226 Jugendliche) (Brückner, 1968). Brückner hat in unnachahmlicher Feingefühligkeit Aufklärungsbücher geschrieben, so das Jugendbuch *Denkst Du schon an Liebe?* (Brückner, 1976), das in der DDR »Kultstatus« erreichte, wie man heute sagen würde.

1966 befragte der Psychiater Helmut Rennert 2.177 Hallenser Medizinstudenten zu ihrem Sexualverhalten (Rennert, 1966). Diese Untersuchung gilt bis heute als grundlegend und wird auch international gern zitiert, insbesondere in Bezug auf die Kohabitarche. An mehreren DDR-Universitäten hat Rennert 1971 nochmals 2.177 Medizinstudenten befragt. Die Ergebnisse liegen nur als Manuskript vor (Rennert, 1971).

Ebenfalls 1966 führten der Psychotherapeut und Jurist Hans-H. Fröhlich und der forensische Psychiater und Psychologe Hans Szewczyk eine Befragung von 232 Berliner Jura- und Medizinstudenten durch (Fröhlich & Szewczyk, 1970). Beide haben sich in vielseitiger Weise um die Entwicklung der Sexualwissenschaft verdient gemacht (Szewczyk & Burghardt, 1978).

Dass mit Beginn der 1960er Jahre, also nach der Errichtung der Mauer, solche Untersuchungen zustande kamen, hing mit einer gewissen und überraschenden Toleranz gegenüber soziologischer Forschung einerseits und einer neuen Aufmerksamkeit gegenüber der Jugend zusammen, in deren Gefolge dann 1966 auch das Zentralinstitut für Jugendforschung etabliert wurde (Steiner, 2005). Zudem wurde die Gesetzgebung modernisiert und teilweise liberalisiert. So entstand 1965 ein neues Familiengesetz (z. B. mit dem Wegfall der Kategorie »unehelich«), wurde 1972 der Schwangerschaftsabbruch legalisiert und im selben Jahr eine Förderung von Studentinnen mit Kind eingeleitet (DDR, 1973; Grandke, 2008).

1966 bis 1968 befragte Siegfried Schnabl 3.500 Frauen und Männer zu ihrem »Intimverhalten«. Die Ergebnisse sind dokumentiert (Schnabl, 1972a). Das darauf aufbauende populäre Buch *Mann und Frau intim* wurde breit angenommen und gehörte zu den auflagenstärksten Büchern der DDR (Schnabl, 1972b).

Wie Heinz Grassel, Rolf Borrmann und andere machte Schnabl den empirischen Befund der Sexualforschung gesellschaftsfähig. Und wie Rudolf Neubert vor ihm, Heinrich Brückner, Lykke Aresin (Aresin & Müller-Hegemann, 1978) neben ihm und insbesondere Jutta Resch-Treuwerth (1978) wählte Schnabl eine Ausdrucksweise, die das Sprechen über Sexualität erleichterte und der sexuellen Liberalisierung förderlich war.

Das war für unsere eigenen Forschungen von erheblicher Bedeutung. Im Verein mit einem gestiegenen Bildungsniveau und einer veränderten Stellung der Frau in der Partnerschaft, der Familie und der Gesellschaft fanden auch unsere Bücher eine günstige Aufnahme, so *Liebe und Sexualität bis 30* (Starke & Friedrich, 1984). Es erschien in vier Auflagen mit einer Gesamtauflage von über 400.000 Exemplaren und war ständig vergriffen – obwohl (und vielleicht auch weil) dieser Report von PARTNER II, der zweiten groß angelegten Untersuchung zur Jugendsexualität in der DDR, neben theoretischen Abhandlungen Daten über Daten und kaum Ratschläge für alle Lebens- und Liebeslagen enthielt.

Das ZIJ existierte von 1966 bis 1990, wurde von Walter Friedrich gegründet und geleitet und hatte um die hundert Mitarbeiter (Friedrich et al., 1999; Friedrich, 2005; Starke, 1991). Die empirischen Forschungen des Instituts enthielten zunächst nur einzelne Indikatoren zu Partnerschaft und Sexualität. Die eigentliche Partner- und Sexualforschung – und um diese geht es im vorliegenden Beitrag hauptsächlich – etablierte sich 1972

mit der ersten Partnerstudie, der weitere drei und allerlei angelagerte Studien folgten (Starke & Weller, 1999; Starke & Weller, 2011).

Das umfassendste Forschungsunternehmen sind die drei PARTNER-Studien des ZIJ 1972 bis 1990 mit einem Gesamt-n von 11.313 16- bis 44-Jährigen. Dazu gesellten sich Spezial- und Vergleichsuntersuchungen mit einem Gesamt-n von 7.479. 2013 wurden mit PARTNER 4 (n = 862) diese Replikationsuntersuchungen fortgesetzt, im Jahr 2020 schließt sich PARTNER 5 an.

Die Partnerstudien im Einzelnen

PARTNER I: 1972 bis 1974 wurde als anonyme schriftliche Befragung im Gruppenverband die erste Partnerstudie des ZIJ unter 2.741 Lehrlingen, Studenten und jungen Berufstätigen durchgeführt (Starke, 1980). Diese Untersuchung ermöglichte einen Vergleich zwischen verschiedenen Schichten und Altersgruppen der Jugend, wozu auch eine umfangreiche Teiluntersuchung innerhalb der laufenden Schülerintervallstudie (5. Etappe 1972) und der Studentenintervallstudie (SIS 3 1973) gehörten. Inhaltlich war die Studie breit gefächert, bis hin zur sexuellen Gewalt (Starke, 2017b, S. 48–80), einem Thema, das keineswegs im öffentlichen Diskurs stand, aber zugleich fehlten wichtige Themen, zum Beispiel Homosexualität. PARTNER I – wie die Studie später bezeichnet wurde – hatte ein Hauptergebnis, das insbesondere für die Öffentlichkeit und alle Instanzen, die es mit jungen Leuten zu tun hatten, von herausragender Bedeutung war: Die Angst vor und die Unsicherheit gegenüber Partnerbeziehung und sexueller Aktivität Jugendlicher wurde gründlich genommen. Die Studie wies nach, dass Liebe und Sexualität im Jugendalter keinesfalls schädlich, verderbenbringend, leistungsmindernd oder einfach zu früh waren und zu unterdrücken sind, sondern dass sie erhebliche positive Effekte auf alle Lebensbereiche einschließlich der schulischen Leistungen und auf die gesamte Persönlichkeit hatten. Die Paarbeziehung erwies sich als wichtiger Faktor, als Sozialisationsinstanz im Jugendalter.

PARTNER II: Mit unserer zweiten Partnerstudie 1979 bis 1982 wurden 5.469 16- bis 30-Jährige erfasst (Starke & Friedrich, 1984). Sie war damit die größte empirische Untersuchung der DDR zum Thema Sexualität. Wie schon bei der ersten Partnerstudie wurde besonderes Augenmerk auf den partnerschaftlichen Aspekt gelegt. Zugleich wurde das Sexualverhalten

differenzierter erforscht. Von Wert erwies sich eine ergänzende Untersuchung mit offenen Fragen über Einstellungen zu Liebe und Sexualität, das Kennenlernen, den ersten und den jüngsten Geschlechtsverkehr, das Orgasmuserleben.

Das wichtigste Ergebnis von PARTNER II bestand in dem Nachweis bedeutender Veränderungen im Liebes- und Sexualverhalten der Jugend in der DDR aufgrund modifizierter Lebens- und Entwicklungsbedingungen, insbesondere in den familiären Herkunftsbedingungen. Dies konnte besonders gut für die 1970er Jahre belegt werden, weil viele Vergleichsdaten vorlagen. Diese Veränderungen ordneten sich in eine sexuelle Liberalisierung ein, die auch in anderen Industrieländern zu finden war. Sie war aber aufgrund der besonderen Lebensverhältnisse in der DDR eigenartig. Stichworte dafür sind der enge Zusammenhang von Liebe und Sexualität im Denken und Fühlen der Jugendlichen, die starke Orientierung auf Partnerschaft und Familie, die allgemeine Verbreitung partnerschaftlicher Leitbilder und gleichberechtigter Geschlechterbeziehungen, eine freie Einstellung zur Nacktheit, das Leben ohne Prostitution und anderen Erscheinungen des Sexbusiness, die totale Akzeptanz des vorehelichen Geschlechtsverkehrs, die hohen Orgasmusraten beim Geschlechtsverkehr und die weite Verbreitung der Pille.

Stärker noch als PARTNER I widerlegte PARTNER II die Legende vom prüden Osten. Dass erst die Wende von 1989 die sexuelle Revolution eingeleitet habe, ist mit Blick auf diese Ergebnisse Nonsense (Weller, 1991). Die Untersuchungen zum Partner- und Sexualverhalten Jugendlicher in der DDR haben nach der Wende zu zwei Reaktionen der Fachkollegen wie der Öffentlichkeit geführt. Die eine, die Null-Reaktion, nahm diese Forschungen einfach als gegeben hin, hinterfragte sie nicht weiter und zeigte dann Interesse für die Ergebnisse oder auch nicht. Die andere Reaktion, mit der wir häufig konfrontiert wurden, gipfelte in der Frage, wie es in diesem prüden Land eine so differenzierte Sexualforschung geben könne, was nicht selten den Zweifel daran ausdrückte, dass es in der DDR überhaupt ein differenziertes Sexualleben gegeben habe. Die häufigste Journalistenfrage, die uns nach der Wende gestellt wurde, war dann auch: »Hat es sie gegeben, die Wende im Bett?« (Starke, 1995)

Eine wichtige Ergänzungsuntersuchung zu PARTNER II war die Magdeburger Untersuchung des Frauenarztes Hans-Joachim Ahrendt unter 3.471 15- bis 17-jährigen Mädchen insbesondere zum Kontrazeptionsverhalten (Ahrendt, 1985).

Gelegentlich haben wir bei unseren Untersuchungen auch psychologische Tests eingesetzt, bei PARTNER II einen standardisierten Test zu Extraversion und Introversion. Er erbrachte nichts Wesentliches für die Erklärung des Partner- und Sexualverhaltens, und für Leonhard Kasek, der die Ergebnisse auswertete, war »das Konstrukt Extra-Introversion insgesamt fragwürdig«, jedenfalls für Massenuntersuchungen unbrauchbar (Kasek, 1983, S. 12).

PARTNER III: Nach intensiver Vorbereitung wurde als Hauptprojekt der Abteilung Partner- und Sexualforschung zu Beginn des Jahres 1990 unter materiell schwierigen Umständen die dritte Partnerstudie des ZIJ gestartet, die Gesamtzahl der Teilnehmenden war mit 3.103 kleiner als die bei PARTNER II.

Mit jeweils spezifizierten Fragebögen wurden bei PARTNER III wiederum die drei sozialstrukturell zu unterscheidenden Teilpopulationen Lehrlinge, Studenten, junge Berufstätige und diesmal auch Vergleichsgruppen Älterer (bis 44 Jahre) einbezogen, Dadurch wurde es im doppelten Sinn möglich, generationären Wandlungen nachzugehen: zum einen innerhalb des Querschnitts und zum anderen im Vergleich zu den beiden vorangegangenen Studien. Der Fragebogen hatte jeweils eine weibliche und eine männliche Version sowie eine A- und B-Variante mit einem konstanten und einem variablen Teil. Das ergab zwölf verschiedene Fragebögen, die neben traditionell wenigen offenen Fragen insgesamt 383 Fragestellungen als geschlossene Indikatoren mit standardisierten Antwortmodellen enthielten.

PARTNER III wurde – unter hohem persönlichen Einsatz von Tatjana Mögling – im Mai 1990 mit einem verkürzten Fragebogen auch unter 1.509 sowjetischen Studenten in Leningrad, Gorki und Moskau (Jelena Smirnova, Anatoli Koslov) sowie in Riga und Elgava (Anitra Jursevskaja) durchgeführt (Lisovskij & Starke, 1993; Mögling et al., 1992). Zudem wurde in Zusammenarbeit mit Bielefelder Jugendforschern die A-Variante des Fragebogens auch bei 309 Bielefelder Studenten eingesetzt und dadurch erstmals ein Vergleich mit BRD-Studenten ermöglicht (Neubauer et al., 1992).

Einen spezifizierten Fragebogen entwarfen wir außerdem für Homosexuelle, weil deren Lebensprobleme und Verhaltensweisen mit dem heterosexuell präferierten Hauptfragebogen nur ungenügend berücksichtigt werden konnten. Dabei arbeiteten wir insbesondere mit Arbeitskreisen Homosexueller zusammen (Stapel, 1994). Die (Brief-)Befragung homo-

sexueller Männer konnte noch 1990 beginnen. An ihr beteiligten sich schließlich bis zum 15. Januar 1991 546 Männer aller Altersgruppen (Starke, 1994; Starke, 2015). Die Lesbenstudie fiel schon in die Nach-ZIJ-Zeit (Starke, 2008).

Eine besondere Teilstudie von PARTNER III war die von Frank Böttger und Harald Stumpe initiierte und schon 1989 abgeschlossene Befragung von 778 jugendlichen Strafgefangenen beiderlei Geschlechts (Stumpe & Böttger, 1991; Weller, 1992).

PARTNER III war eine theoretisch komplexe sexuologische Studie. Sie erfasste sexuelle und partnerschaftsbezogene Denk- und Verhaltensweisen im Kontext vieler anderer Aspekte der Lebensweise und des gesellschaftlichen Umfeldes der Menschen. Obwohl in einer turbulenten Zeit des gesellschaftlichen Um- und Zusammenbruchs der Noch-DDR durchgeführt, fand die Untersuchung PARTNER III ein großes Interesse und eine rege Mitarbeitsbereitschaft.

PARTNER III wurde in vielfältiger Weise ausgewertet, und zahlreiche Teilergebnisse wurden publiziert. Eine geschlossene Darstellung der Ergebnisse mit synoptischen Aussagen konnte jedoch nicht veröffentlicht werden. Im Unterschied zu PARTNER I und PARTNER II hat es eine Gesamtauswertung von PARTNER III 1990 im Sinne eines Reports nicht gegeben, auch nicht für die angelagerten Untersuchungen, so die Lesbenstudie. Es hat dafür im vereinigten Deutschland keine Förderung gegeben, Anträge wurden abgelehnt, auch die zur Fortsetzung der Partnerstudien. Das war auch bei PARTNER 4 wieder der Fall.

Ganz zum Schluss, kurz vor Ende der DDR und des ZIJ, wurde noch eine Untersuchung besonderer Art verwirklicht, die zu einem Signal für die weitere Forschung des Instituts hätte werden können: die Ost-West-Interviewstudie »Jugendsexualität und AIDS« unter 687 16- und 17-jährigen Großstadtjugendlichen, davon 415 aus Hamburg und Frankfurt am Main und 272 aus Leipzig (Schmidt, 1993). Diese Vergleichsuntersuchung war in den 1980er Jahren zwischen der Abteilung für Sexualforschung der Universität Hamburg und unserem Institut vereinbart worden – lange Zeit vor der Vereinigung. Das Projekt schwamm nicht auf der Woge hastiger deutsch-deutscher Modeprojekte nach dem Herbst 1989 und wurde auch nicht aufgegeben, als diese Woge verebbte. Vorläufer war der Post-hoc-Vergleich zwischen den ZIJ-Studien unter Studenten und den Hamburger Studentenuntersuchungen 1980 bis 1981, den wir unter geradezu abenteuerlichen Umständen realisierten. Die Ergebnisse erschie-

nen in der ersten Nummer der *Zeitschrift für Sexualforschung* (Clement & Starke, 1988).

Mit diesem Vergleich wurden die ostdeutschen Ergebnisse hautnah mit westdeutschen konfrontiert, was zu erheblichen Disputen führte und unterschiedliche Blickweisen aufscheinen ließ (Weller & Starke, 1993; Starke & Weller, 1993).

Das von Gunter Schmidt erfolgreich beantragte Projekt ermöglichte auch einen internationalen Vergleich über Tendenzen der Sexualentwicklung Jugendlicher vor dem Hintergrund von AIDS, und zwar mit Österreich (Beate Wimmer-Puchinger, Wien) und den USA (Anke Ehrhard und Heino Meyer-Bahlburg, New York).

PARTNER 4: Die vierte Partnerstudie (2012–2013) wurde in Eigeninitiative vom Lehr- und Forschungsbereich Angewandte Sexualwissenschaft der HS Merseburg (Institut für Angewandte Sexualwissenschaft, Masterstudiengang Angewandte Sexualwissenschaft) unter Leitung von Konrad Weller gemeinsam mit Studenten durchgeführt. Einbezogen waren 862 ostdeutsche Jugendliche und junge Erwachsene, die mit 17 Jahren das gleiche Durchschnittsalter hatten wie die Populationen der Vorgängerstudien.

»Bei PARTNER 4 und den Vorgängerstudien handelt es sich um komplexe sozialwissenschaftlich-jugendsexuologische Studien. Die aktuelle Studie bildet Basisbereiche des sexuellen Verhaltens und Erlebens im historischen Vergleich ab und trägt zugleich den historischen Veränderungen Rechnung, indem sie aktuelle Themen (z. B. Mediennutzung, Gewalterfahrung) in angemessener Differenziertheit aufgreift. Die komplexe Herangehensweise erfasst über partnerschaftliche und sexuelle Einstellungen und Verhaltensweisen hinaus eine Vielzahl weiterer objektiver und subjektiver Lebensbedingungen, wie familiäre Herkunfts- und Entwicklungsbedingungen, Lebenswerte, religiöse Gebundenheit, Aspekte der Familienplanung (Kinderwunsch, präferierte Lebensmodelle ...), die zum einen für eine differenzierte Querschnittsanalyse benötigt werden, zum anderen im historischen Vergleich über sozialisatorische Wirkungen des gesellschaftlichen Wandels in den neuen Bundesländern Aufschluss geben« (Weller, 2013a, S. 1).

Aus Anlass von PARTNER 4 stellte Gustav-Wilhelm Bathke, der auch für die Kontinuität der Methodik und des Fragebogens sorgte, eine sensationelle SPSS-Gesamtdatei und mehrere Übersichten zusammen, in denen die Ergebnisse aller vier Partnerstudien einschließlich inhaltlicher und

methodischer Anmerkungen enthalten sind, und es gibt auch einen Gesamt-Tabellenband (Weller, 2013b). Ein besonderer Schwerpunkt neben dem Geschlechtervergleich war der Einfluss von familiären Herkunftsbedingungen auf die sexuelle Entwicklung von Kindern und Jugendlichen (Weller & Bathke, 2017).

Wenn man summarisch Kontinuitäten versus Veränderungen in Einstellungs- und Verhaltensweisen dokumentiert, lohnt sich die Frage, ob es bestimmte Muster (*patterns*) im Antwortverhalten der Befragten von PARTNER I bis PARTNER 4 gibt. Das ist tatsächlich der Fall. Im Folgenden werden sechs solcher Entwicklungsverläufe dargestellt (diese Aussagen beruhen auf statistischen Analysen von Gustav-Wilhelm Bathke):

Muster 1: Zeitlose Stabilitäten (vgl. Abb. 1): Bei einer ganzen Reihe von Indikatoren, etwa einem Viertel, stimmten die Ergebnisse in allen vier Studien völlig oder fast völlig überein. Klassisches Beispiel ist das Ideal von der großen Liebe und dem Lebenswert Liebe. Kongruente Antwortverteilungen finden sich aber auch bei so verschiedenen Indikatoren wie dem Verhältnis zur Mutter, der Initiative beim ersten Geschlechtsverkehr oder der Weltanschauung. Offenbar gibt es – psychologisch gesehen – bereits im Jugendalter in der Sozialisation fest verankerte Dispositionen, die – soziologisch gesehen – die politischen Machtverhältnisse und gesellschaftlichen Strukturen überdauern, so als seien sie stärker als diese, so als wären sie menschheitlich existenziell.

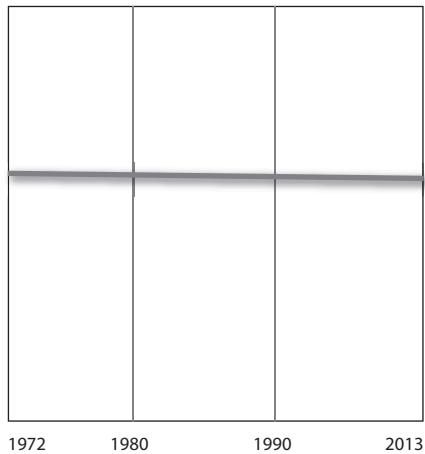


Abb. 1: Zeitlose Stabilitäten.

Offenbar gibt es – psychologisch gesehen – bereits im Jugendalter in der Sozialisation fest verankerte Dispositionen, die – soziologisch gesehen – die politischen Machtverhältnisse und gesellschaftlichen Strukturen überdauern, so als seien sie stärker als diese, so als wären sie menschheitlich existenziell.

1990, bei der ersten deutsch-deutschen Untersuchung zur Jugendsexualität (Schmidt, 1993) war eine der größten Überraschungen, dass sich in zwei Dritteln der Indikatoren Ost und West nicht unterschieden. 40 Jahre DDR bzw. BRD genügten also nicht, das Partner- und Sexualverhalten der 16- und 17-jährigen interviewten Jugendlichen völlig zu verunterschiedlichen. Bei der Interpretation der Ergebnisse reichte es nicht, »unter Vernachlässigung sittengeschichtlicher und lebenskultureller Traditionen nur

das jeweilige politische System« zu betrachten und gleichartige Entwicklungen moderner Industriegesellschaften außer Acht zu lassen (Starke & Weller, 1993, S. 85). Ähnlich ist bei der Bewertung von gleichen Ergebnissen der Partnerstudien in größeren historischen Bögen zu denken.

Muster 2: Progressionen (vgl. Abb. 2): Mehr oder weniger kontinuierlich »aufsteigende« Ergebniskurven können als verspätete Liberalisierungen, als Modernisierungen und Anpassungen an die westlichen Gesellschaften, als Annahme von Diversitäten und Buntheiten unserer Zeit, auch als

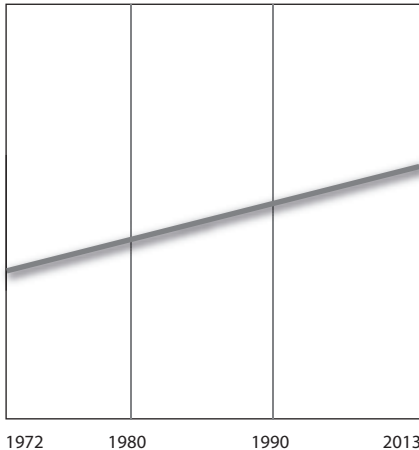


Abb. 2: Progressionen.

emanzipatorischer Erfolg betrachtet werden. Das herausragende Beispiel dafür ist die kontinuierliche Zunahme weiblicher Masturbationen, die nicht nur in den PARTNER-Studien sondern auch in den Replikationsstudien Studentensexualität nachgewiesen wurde (Starke & Weller, 1993). Andere Beispiele sind die größere Aufgeschlossenheit für Sexualtechniken, das Ansteigen der Zahl von Sexualpartnern, bei Frauen die Auslösung des ersten Orgasmus durch Masturbation.

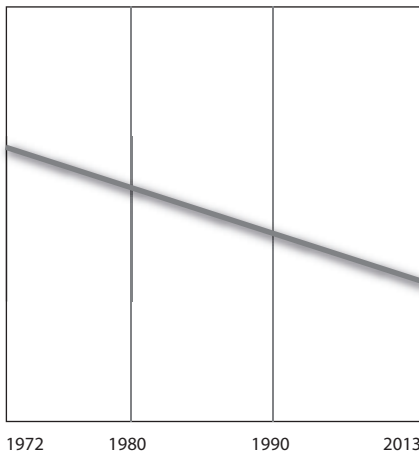


Abb. 3: Regressionen.

Muster 3: Regressionen (vgl. Abb. 3): Das drastische Beispiel für Rückläufigkeiten ist der Anteil aktuell fester Beziehungen im Jugendalter (und danach). Letztlich verbirgt sich dahinter ein Wandel im Partnerverhalten: die Dominanz der sogenannten seriellen Monogamie und das beziehungslose Leben eines vergrößerten Teils der Jugendlichen und der erwachsenen Bevölkerung in Pausen zwischen den Partnerschaften.

Muster 4: Wendeknicks (vgl. Abb. 4): Dass die bis 1990 gefundenen Werte stabil waren, dann aber abstürzten, ist durchaus bei einigen Indikatoren zu finden. Ein bemerkenswertes Beispiel ist der Umgang mit Nacktheit. An den FKK-Stränden der DDR schien es, als wäre das Nacktbaden kulturell weitgehend selbstverständlich geworden, für alle Zeiten. Zunehmend war eine Liberalisierung zu beobachten, die die eigentliche Freiheit bedeutete: Am Baggersee kleidete sich jeder je nach Wind und Wetter oder aktuellem Gefühl, wie er wollte. Während die alten FKK-Fans bis heute dabei blieben, sind die bei PARTNER 4 befragten Jugendlichen weit davon entfernt, das FKK-Erbe ihrer Eltern und Großeltern anzunehmen.

Ein völlig anderes Beispiel sind Defizite im Zärtlichkeitsaustausch. Sie haben sich bei PARTNER 4 gegenüber PARTNER III bei den weiblichen Befragten fast und bei den männlichen mehr als verdoppelt.

Muster 5: Wendeschübe (vgl. Abb. 5): In den Daten finden sich allerlei und recht verschiedene Belege dafür, dass nach 1990 bestimmte Einstellungen und Verhaltensweisen befördert wurden. Drei Beispiele: (1) Homosexualität: Nach 1990 wurde das Thema Homosexualität stärker reflektiert, und es kam auch häufiger zu gleichgeschlechtlichen Erfahrungen. (2) Abruption: Die Akzeptanz des Schwangerschaftsabbruchs war bei weiblichen Befragten 2013 größer als 1990. (3) Erster »richtiger«

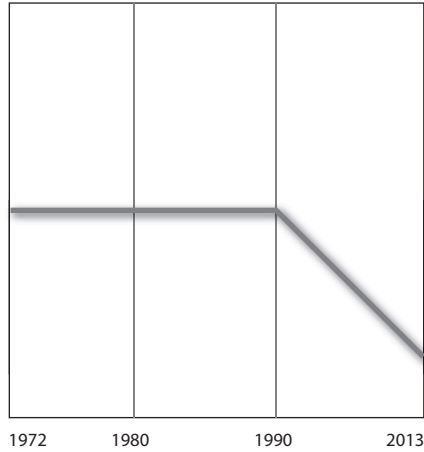


Abb. 4: Wendeknicks.

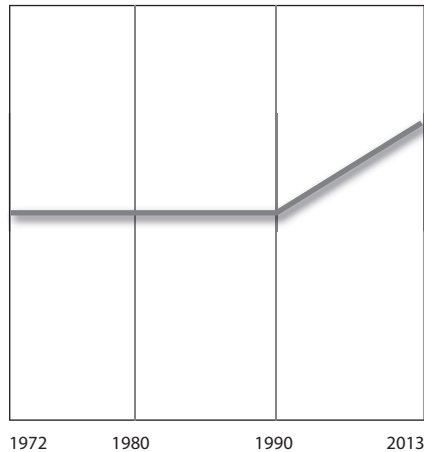


Abb. 5: Wendeschübe.

Kuss: Das Einstiegsalter war bei PARTNER 4 deutlich niedriger als bei PARTNER III.

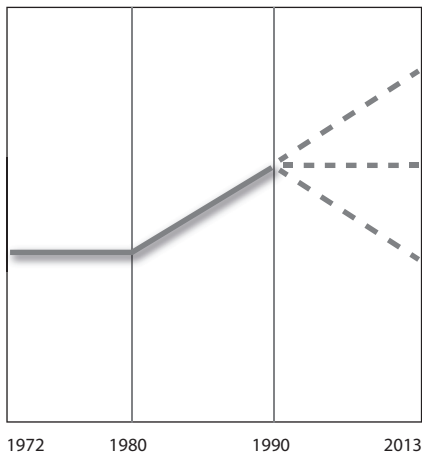


Abb. 6: Pluralisierungen und Polarisierungen.

Muster 6: Pluralisierungen und Polarisierungen (vgl. Abb. 6): Ziemlich häufig ist zu finden, dass die Verlaufskurve bei PARTNER III 1990 hochschnellt und dann verschiedene Schicksale erfährt – wieder mehr oder weniger deutlich abwärts geht, manchmal auf dem PARTNER-III-Niveau verweilt und gelegentlich auch ansteigt. Beispiele: (1) Kontrazeption: Die Verhütung einer unerwünschten Schwangerschaft wurde im Sinne eines »Nur jetzt kein Kind!« schon 1990 ernster genommen als vordem, und sie wurde danach noch einmal deut-

lich stringenter. Der Anteil von weiblichen Jugendlichen, die beim ersten Geschlechtsverkehr nicht verhüteten, fiel von 29 % bei PARTNER III auf 10 % bei PARTNER 4. Das Kondom wurde neben der Pille oft gleichzeitig genutzt und gehört heute zum Standard. (2) Partnerwunschbild in Hinblick auf Verdienst: Ab PARTNER III war es den Befragten nicht mehr überwiegend egal, ob der Partner fürs Leben mehr als man selber verdient. Stattdessen trat partnerschaftliche Egalität hervor: »etwa so wie ich«. (3) Sexualität: 1990 stiegen das Interesse an und die Neugier auf Sexualtechniken aller Art und auf das marktwirtschaftliche Sexbusiness. Teilweise wurde dies manifest, teilweise verklang es wieder, teilweise wurde bei PARTNER 4 manches stärker abgelehnt als vordem. Die Intoleranz in Bezug auf das Fremdgehen des Partners wurde noch größer. (4) Abruption: Die Erwägung eines Schwangerschaftsabbruchs war 1972 niedrig, sie verdoppelte sich 1990 und nochmals 2013.

Gelegentlich sind in unserem Material verschiedene Ambivalenzen und auch Polarisierungen zu finden. Ein Beispiel dafür ist der Kinderwunsch. Nach PARTNER III 1990 hat sowohl der Anteil derjenigen, die sich keine Kinder wünschen, zugenommen als auch derjenigen, die sich drei und mehr Kinder wünschen. Was das Sexualverhalten betrifft, deutet sich eine

Polarisierung insofern an, als dass die einen früher beginnen, aktiver, offener und variabler sind, und die anderen strenger. »Die wendebedingten Pluralisierungen sind häufig Polarisierungen. Sie folgen im Großen und Ganzen einer gesamtgesellschaftlichen Polarisierung, alles sehr in Abhängigkeit von Bildungsweg und sozialisatorischen Ressourcen« (Weller, Mitteilung per E-Mail am 19. Juni 2019).

Die vorgestellten Muster sind Vereinfachungen. Sie beziehen sich auf Antwortverteilungen, meist im Gesamt. Generell sind die Befunde bei PARTNER 4 bunter, heterogener, teils ambivalenter als bei den Partnerstudien vorher. Das bezieht sich nicht nur auf das Partner- und Sexualverhalten, sondern auch auf andere Bereiche, letztlich auf eine größere Differenziertheit der Gesamtpopulation bei PARTNER 4. Das hängt wohl damit zusammen, dass die DDR-Bevölkerung insgesamt homogener war als die in der alten BRD und dass die heutige Jugend differenzierter ist als die damalige. Mindestens gilt, dass die inneren Differenzierungen der Population heute und damals nicht immer die gleichen sind.

Die Veränderungen nach 1990 gehören zu den Hauptfragestellungen von PARTNER 4 und auch zum Hauptinteresse der Öffentlichkeit und der Medien. Was hat sich sexuell inzwischen im Osten getan? Diese Frage beinhaltete – unter anderem – die Vermutung, dass es sich beim Sexuellen um eine sensible, leicht beeinflussbare, flexible Größe handelt. Dies ist sie jedoch nicht, jedenfalls nicht im sozialpsychologisch-soziologischen Sinn. Da erweist sie sich als ziemlich stabil, wenngleich auch als reaktionsfähig. Daher finden sich bei PARTNER 4 neben vielen Kontinuitäten auch zahlreiche Veränderungen im jugendlichen Partner- und Sexualverhalten. Es geht dabei nicht darum, wie sich die in der DDR Sozialisierten von PARTNER I, II, III verändert haben – das wäre eine Aufgabe von Intervallstudien –, sondern ob und inwieweit nicht-DDR-sozialisierte Jugendliche, nach 1990 Geborene, sich anders verhalten als die Jugendgenerationen vor ihnen.

Partnerstudien Studentensexualität: In den umfangreichen Untersuchungen der ZIJ-Abteilung Studentenforschung waren von Anfang an Indikatoren zu Partnerschaft und Sexualität enthalten, darunter auch in zwei Intervallstudien. Sie vervollständigten einerseits das Bild von der Studentenschaft und boten andererseits für die Sexualforschung ein immenses Ergänzungspotenzial.

Bei PARTNER I, II und III wurde eine erhebliche Anzahl Studenten befragt, insgesamt 3.164. Sie waren eine interessante und wichtige Teil-

population der Partnerstudien. Die Hamburger Abteilung für Sexualforschung hatte die berühmte Studentenuntersuchung 1966 (Giese & Schmidt, 1968) mit einem n von 3.666 und die Wiederholungsuntersuchung 1981 (Clement, 1986) mit einem n von 1.922 vorzuweisen. Daraus entstand Anfang der 1990er Jahre die Idee, diese parallelen Befragungen in eine gemeinsame Untersuchung Studentensexualität in Ost und West münden zu lassen. Diese Idee wurde in fruchtbarer Zusammenarbeit 1996 mit einem n = 3.053 realisiert, wodurch »der Wandel der Sexualität in der DDR bzw. den neuen Bundesländern nachgezeichnet und mit der Entwicklung in der BRD bzw. den alten Bundesländern verglichen werden« konnte (Schmidt, 2000, S. 7).

2012 wurde unter Leitung der Hamburger Sexualforscher Silja Matthiesen und Arne Dekker einer weitere Replikationsstudie Studentensexualität (n = 2.082) durchgeführt, wiederum in Ost und West (Dekker & Matthiesen, 2015). Zeigten sich 1996 noch erhebliche Ost-West-Unterschiede im Partner- und Sexualverhalten der Studenten (Starke & Weller, 2000), so war das 2012 kaum noch der Fall (Starke, 2013).

Prinzipien der ZIJ-Sexualforschung

Die Sexualforschung war in das Gesamtsystem des ZIJ eingebettet und folgte seinen Grundsätzen und Organisationsformen (Friedrich et al., 1999; Friedrich, 2005). Aufgrund seiner Erfahrungen legte das Institut das umfangreiche Buch *Der sozialwissenschaftliche Forschungsprozess* vor, das rasch zu einem Standardwerk wurde (Friedrich & Hennig, 1975).

(1) Die Sexualforschung war wie die gesamte Jugendforschung interdisziplinär angelegt. In ihr wirkten Vertreter verschiedener Disziplinen. Sie war gewissermaßen eine Interdisziplin (Bisky et al., 1979). Das Zusammenwirken verschiedener Wissenschaftsdisziplinen förderte nicht nur das Verständnis füreinander, sondern auch ein komplexes Denken. Der Ansatz Komplexität zeigte sich auch in einer inhaltlichen Vielfalt und Weitgespanntheit, einer Heterogenität, die kaum einen Einstellungs- und Verhaltensbereich und kaum eine Angabe zur Person ausließen und die Voraussetzung für homogene und zugleich differenzierte Aussagen waren. Dies war auch für die benachbarten Untersuchungen charakteristisch, die in zeitlicher Nähe zu den Partnerstudien verliefen, so die Studenten-Intervallstudie SIS 1970ff. und die Studenten-Intervallstudie I SIL 1990ff. (Starke,

1979; Bathke & Starke, 1999), die die Partnerstudien ergänzten und kontrollierten. Allein die SIS enthielt 843 verschiedene Items. Interdisziplinarität und Komplexität bedeuten nicht Verzicht auf Spezialisierung, im Gegenteil, ohne sie können keine Tiefgründigkeit und Kompetenz erreicht werden.

(2) Die erste Untersuchung 1972 hieß einfach »Junge Partner« – und das war programmatisch. So wie zu Partnerbeziehungen Sexualität gehörte, so war für uns bei der Erforschung von Sexualität die Partnerbeziehung dabei. Dieser Ansatz ähnelt übrigens den etwa zu gleicher Zeit durchgeführten Untersuchungen der Hamburger Abteilung für Sexualforschung (Sigusch & Schmidt, 1973), was später die enge Kooperation mit Hamburg beförderte und nicht zuletzt seinen Niederschlag 2002 in der gemeinsamen Interviewstudie »Beziehungsbiographien im sozialen Wandel« fand (Schmidt et al., 2006; Starke, 2005).

Der Report zu unserer ersten Studie *Junge Partner* (Starke, 1980) trug den Untertitel *Tatsachen über Liebesbeziehungen im Jugendalter*, und das vervollständigte die Programmatik. Die Liebe war von Anfang an dabei – ganz anders als bei den Untersuchungen von Kinsey und ihnen folgenden. »Liebe« war lange Alleinstellungsmerkmal unserer Untersuchungen. Die Befunde waren insbesondere im historischen Vergleich ergiebig (Starke, 2017b). Sie bewiesen, dass Nur-Sex-Untersuchungen gewiss interessant sein können, aber reichlich einseitig sind und nicht selten einer lebensfremden Einstellung zur Sexualität unterliegen.

(3) Von besonderer Wichtigkeit war für uns die soziale Dimensionalität der Sexualität. Dieser theoretische Ansatz betraf auch die Funktionen der Sexualität: die Fortpflanzungsfunktion (etwa unter dem Gesichtspunkt der Bevölkerungsreproduktion, des Kinderwunsches, der Kontrazeption, der Abruption, der adoleszenten Mütter, der Fertilität versus Infertilität); die Lustfunktion, die sich beim Menschen von der Fortpflanzungsfunktion abgehoben und verselbstständigt hat und ohne die Jugendsexualität überhaupt nicht zu verstehen wäre; die Relationsfunktion mit ihren stark psychologischen Komponenten (Sexualität in der Partnerbeziehung); die Kommunikationsfunktion (die sexuelle Interaktion als menschliche Zwiesprache, als Austausch von Gedanken und Gefühlen); die Institutionalfunktion (die Paargruppe/Ehe als Instanz der Sexualität); die Entspannungs- und die Spaßfunktion; die Kompensationsfunktion (das Sexuelle als Ausgleich für nichtsexuelle Defizite aller Art); die Bestätigungsfunktion (Bestätigung als Frau, als

Mann, als Persönlichkeit, als Liebhaber, Bestätigung der eigenen Attraktivität und des Begehrtwerdens) und andere Funktionen wie die Tauschfunktion, die in unseren Untersuchungen aber kaum hervortrat (jedoch in den aktuellen Debatten wie #MeToo durchaus eine Rolle spielt: »ich Sex – du Filmrolle«, in Ausnutzung eines Abhängigkeitsverhältnisses).

Im Laufe der Forschung entdeckten wir zwei weitere Funktionen, die wir Zärtlichkeitsfunktion (berühren und berührt werden, körperlich und seelisch) und Intim- oder Nähefunktion (mittels des Sexuellen wird eine Intimität hergestellt, die anders so nicht herzustellen ist und die Isoliertheit zweier Individuen aufhebt) genannt haben. Diese beiden Funktionen erwiesen sich als diejenigen, die für die relativ meisten Befragten von besonderem Wert waren und damit an der Spitze der Rangfolge der Funktionen standen (Starke, 2017b, S. 86ff.).

(4) Die Grundsortierung bei jeder Untersuchung war das Geschlecht, nicht nur, um signifikante Unterschiede zu finden, sondern auch um zu prüfen, ob und inwieweit die Streuung innerhalb der Geschlechtergruppen größer ist als die zwischen ihnen, und welche Gemeinsamkeiten vorhanden sind. Dazu gesellten sich selbstverständlich die Sortierungen nach Beziehungsstatus bzw. Beziehungserfahrungen und immer die Sortierungen nach Haupttätigkeit (Lernen, Studieren, Arbeiten), nach Alter und nach sozialer Herkunft (bei Jugendlichen unverzichtbar). In der differenzierten Auswertung ergaben sich erst im Zusammenspiel vieler Parameter wichtige Erkenntnisse. So zeigte sich beispielsweise der signifikante Einfluss von Herkunfts- und Entwicklungsbedingungen auf sexuelle Einstellungen und Sexualverhalten weniger im einzelnen Faktor als in der »Bündelung« verschiedenen Faktoren (Bathke, 1983; Weller & Bathke, 2017).

Insgesamt war die statistische Auswertung aufwendig und anspruchsvoll, wobei wir nie den Wert des einzelnen Indikators und der einzelnen Prozentzahl unterschätzten und nicht in Punktsummen und Koeffizienten versanken.

(5) Die Auswahl der Populationen war typischerweise mehrstufig angelegt und verknüpfte verschiedene Auswahlmethoden miteinander. Bei den Berufstätigen und den Lehrlingen waren zunächst die Betriebe die Auswahlinheit. Dabei stellten Territorium, Betriebsgröße und Ministerbereiche (Industriezweige) Auswahlkriterien dar. Auf der untersten Ebene erfolgte entweder eine Totalerhebung (Betrieb, Arbeitskollektiv, Lehrlingsklasse) oder eine Zufallsauswahl. Bei Studenten waren Fach-

richtungen und Hochschulort das Auswahlkriterium. Dann erfolgte ebenfalls eine Totalerfassung unterer Einheiten (Seminargruppe, Studienjahr). Nach langjährigen Erfahrungen des ZIJ sicherte dieses Verfahren eine hinreichende Repräsentativität der Untersuchungen auch (und gerade) für Teilpopulationen.

(6) Die vom ZIJ eingesetzten Untersuchungsmethoden waren vielfältig, doch eine stand im Vordergrund: die schriftliche anonyme Befragung im Gruppenverband. Es handelte sich dabei um natürliche Gruppen: Schulklasse, Brigade, Seminargruppe. Das hatte den Vorteil, dass nicht nur Aussagen über natürliche Grundeinheiten, sondern auch über konkrete soziologische Kontexte getroffen werden konnten.

Für die praktische Durchführung war zudem günstig, dass sich eine einheitliche und ruhige Befragungssituation ergab, die vom Untersuchungsleiter nach einer standardisierten Einleitung gesichert wurde. Soweit möglich, wurde auf Lücke gesetzt. Bei PARTNER II (1980) erfolgte die Erhebung beispielsweise bei den Studierenden in 404 Veranstaltungen (überwiegend Lehrveranstaltungen). Im Durchschnitt nahmen 23 Studenten pro Veranstaltung teil. Die Ausfülldauer betrug im Durchschnitt 63 Minuten.

Der Fragebogen war leicht auszufüllen, berühmt war der schwarze Balken am Rand, in dem in die weißen Kästchen die Nummer der gewählten Antwort einzutragen war. Die Antwortmodelle waren standardisiert und erprobt. Bei den Partnerstudien dominierte ein vierstufiges verbales Antwortmodell. Verweigerungen gab es so gut wie nie, und dass eine Frage, vielleicht eine heikle, ausgelassen wurde, war auch selten (unter 2 %, meist unter 1 %).

(7) Schließlich sei noch ein Basisprinzip der Leipziger Jugendforschung genannt: Arbeitsteilung und Kooperation. Die großen Sexstudien des ZIJ wären nicht ohne das Gesamtkollektiv des Instituts zu denken. Die Abteilung Methodik garantierte die Qualitätsstandards der Fragebögen (Schreiber, 1999). Die Abteilung Organisation übernahm die Durchführung der Befragungen (Müller, 1999). Die Abteilung Information/Dokumentation lieferte Quellen aller Art und half bei grauer ZIJ-Literatur (Schlegel, 1999a). Die Abteilung EDV realisierte die statistische Aufbereitung und Auswertung der Daten (auf einem der größten Rechner der DDR – in den Leuna-Werken, PCs gab es noch nicht) und entwickelte spezielle Programme zum Beispiel bei der personenbezogenen Auswertung von Intervallstudien (Ludwig, 1999). Querverbindun-

gen der Abteilung Partner- und Sexualforschung gab es zur Abteilung Familie und Ehe (Pinther, 1999), zur Geschlechter- und Frauenforschung (Schlegel, 1999b) und zu den Populationsbereichen Schüler, Studenten, junge Arbeiter, Landjugend, junge Intelligenz.

Tab. 1: Übersicht über die empirischen Studien zu Sexualität und Partnerschaft, die der Autor geleitet oder an denen er mitgearbeitet hat.

Jahr	Studie	Forschungsleitung	Population	n
1972	PARTNER I	Kurt Starke	Lehrlinge, Berufstätige, Studenten	2.741
1972	Schülerintervallstudie	Harry Müller, Ulrike Siegel	Schüler	991
1973	Studentenintervallstudie SIS3	Kurt Starke	Studenten	1.628
1980	PARTNER II	Kurt Starke	Lehrlinge, Berufstätige, Studenten	5.469
1982	Teenagersexualität	Hans-Joachim Ahrend	Magdeburger Mädchen	3.471
1983	Junge Partner verbal	Kurt Starke	Studenten	660
1987	Ost-West-Studentensex	Ulrich Clement, Kurt Starke	Studenten	2.202
1988	PARTNER III Sex im Knast	Harald Stumpe, K. Weller	Jugendstrafgefangene	778
1990	PARTNER III	Kurt Starke, Konrad Weller	Lehrlinge, Berufstätige, Studenten	3.103
1990	PARTNER III Ost-West	Konrad Weller	Bielefelder Studenten	309
1990	PARTNER III Ost-Ost	Kurt Starke, Tatjana Mögling	sowjetische Studenten	1.509
1990	Jugendsexualität	Gunter Schmidt, Kurt Starke	16–17-jährige Städter Ost-West	687
1991	PARTNER III Schwulenstudie	Kurt Starke	homosexuelle Männer	546
1991	Jugend in der Stadt Leipzig	Uta Starke	Schüler	1.630
1991	Sozialisationsporträts	Dieter Geulen, Uta Starke	drei Generationen	35
1992	Jugend in Görlitz	Uta Starke	Schüler	848
1992	Jugend in Borna/Geithain	Uta Starke	Schüler	1.672
1993	Assoziationsstudien	Kurt Starke, Ruth Breuer	14–70-Jährige	716
1993	Bürgerbefragung Sachsen	Uta Starke, Kurt Starke	16–70-Jährige	976

Jahr	Studie	Forschungsleitung	Population	n
1994	Liebe und Leben von Lesben	Kurt Starke	homosexuelle Frauen	206
1994	Jugend in Chemnitz	Uta Starke	Schüler	1.439
1994	Jugend in Leipzig	Uta Starke	Schüler	776
1994	Jugend in Dresden	Uta Starke	Schüler	459
1995	Kontrazeption Jugendlicher	Kurt Starke, Uta Starke	Schüler, Studenten	680
1996	Schülerfragen	Kurt Starke	Schüler	556
1996	Studentensexualität	Gunter Schmidt	Studenten Ost-West	3.053
1998	frauen leben	Cornelia Helfferich	20–45-jährige Frauen Ost-West	1.468
1998	Fit for SexPower I	Kurt Starke	Kinder, Jugendliche, Experten	1.459
2000	Fit for SexPower II	Kurt Starke	Schüler, Lehrer, Studenten	212
2000	Schülerstudie 2000	Uta Starke	Schüler	1.013
2001	Adolescenter Körperkult	Kurt Starke	14–16-jährige Leipziger Schüler	330
2002	Lehrerstudie 2002	Uta Starke	Lehrer	384
2002	Beziehungsbiographien	Gunter Schmidt	30-, 45- und 60-Jährige	776
2003	Sex und Sinnlichkeit	Kurt Starke	17–72-jährige Frauen Ost-West	2.259
2003	männer leben	Cornelia Helfferich	25–54-jährige Männer Ost-West	1.503
2007	Postmenopause und Sexualität	Kurt Starke	50–60-jährige Frauen	1.040
2010	Pornografie	Kurt Starke	Jugendliche	152
2012	Studentensexualität	Silja Matthiesen, Arne Dekker	Studenten	2.082
2013	Partner 4	Konrad Weller	16–18-Jährige Ost	862

Mannigfaltige Kooperationen gab es auch zu Personen und Institutionen außerhalb des ZIJ, und zwar inhaltlich und organisatorisch, gerade auch bei der Durchführung der Partnerstudien. Beispielhaft sollen hier das Laboratorium für Studentenforschung der Universität Leipzig und die Soziologen bzw. Jugendforscher der Dresdner Hochschule für Verkehrswesen erwähnt werden (U. Starke, 1999; Rochlitz, 1999).

Von besonderer Bedeutung für die Sexualforschung war die von Lykke Aresin geleitete Arbeitsgemeinschaft Sexualität, in der die nicht sehr große Gilde der DDR-Sexualwissenschaftler versammelt war ($n < 100$). Unsere Studie PARTNER II wurde in Zusammenarbeit mit dieser Arbeitsgemeinschaft realisiert, sichtbar auf der Titelseite des Fragebogens mit den Unterschriften von Walter Friedrich und Lykke Aresin.

Aus der Arbeitsgemeinschaft Sexualität entstand 1990 die »Gesellschaft für Sexualwissenschaft e. V. Leipzig« (GSW), die von Anfang an interdisziplinär war. Dafür stehen die Namen des ersten Vorstands: der Frauenarzt und Sexualmediziner Prof. Dr. med. Hans-Joachim Ahrendt (Magdeburg), die Sexualmedizinerin und Ehe- und Sexualberaterin Prof. Dr. med. Lykke Aresin (Leipzig), der Pädagoge Dr. paed. Kurt R. Bach (Hohenmölsen), der Sexualmediziner und Psychotherapeut Prof. Dr. med. Hartmut A. G. Bosinski (Berlin, Kiel), der Psychotherapeut und Jurist PD Dr. rer. nat. et jur. Hans-H. Fröhlich (Berlin), der Medizinhistoriker und Sexualforscher Dr. phil. Günter Grau (Berlin), der Hautarzt, Androloge und Sexualmediziner Prof. Dr. med. Erwin Günther (Jena), der Psychologe und Sexualtherapeut Dr. phil. Siegfried Schnabl (Chemnitz), der Soziologe und Sexualforscher Prof. Dr. habil. Kurt Starke (Leipzig, Gründungsvorsitzender), der Psychologe und Sexualwissenschaftler Prof. Dr. phil. Konrad Weller (Leipzig), ab 1993 der Philosoph und Sexualwissenschaftler Dr. phil. Rainer Herrn (Berlin), die Psychologin und Paar- und Familientherapeutin Dr. phil. Carmen Beilfuß (Magdeburg), der Pädagoge und Sexual- und Paarberater Robert Bolz (München), die Journalistin und Sexualberaterin Jutta Resch-Treuwerth (Berlin), seit 1997 der Arzt und Sexualaufklärer Dr. med. Thomas M. Goerlich (Leipzig) und der Fachpsychologe der Medizin Dr. rer. nat. Kurt Seikowski (Leipzig), ab 2000 Vorsitzender.

Die Geschichte dieser Gesellschaft kann hier nicht erzählt werden, genauso wenig wie die der bei ihr über zehn Jahre angesiedelten Forschungsstelle Partner- und Sexualforschung, die von mir und Konrad Weller nach der Schließung des ZIJ 1990 gegründet wurde und zehn Jahrestagungen der GSW organisierte sowie die »Leipziger Texte zur Sexualität« (1990ff.) herausgab.

Internationale Kontakte gab es vor allem mit Kollegen aus den sozialistischen Ländern, auch in Form gemeinsamer Untersuchungen und Publikationen, so mit Vladimir T. Lisovskij, Leningrad (Lisovskij & Starke, 1993), der einige Bücher über Jugend und Liebe geschrieben hat, mit Igor S. Kon, dem wohl profundesten und weltläufigsten Sexualwissenschaftler der Sowjetunion, mit dem Politiker und Sexualaufklärer Mikołaj Koza-kiewicz (Warschau); mit Imre Aszódi (Miskolc), mit Szilágyi Vilmos, der mein Buch *Junge Partner* in Ungarn herausgab, mit Petre Datculescu (Bukarest); mit Mikk Titma (Tallinn) und anderen. Ein Beispiel solcher Kontakte ist die deutsche Ausgabe von Kons *Einführung in die Sexuolo-*

gie, die vom ZIJ initiiert wurde (Kon, 1985), mit dem Effekt, dass dieses Buch endlich auch in der Sowjetunion erschien. Ein anderes Beispiel ist das III. Seminar sozialistischer Länder zum Thema »Ehe – Familie – Sexualverhalten« 1982 in der Universitätsfrauenklinik Leipzig, das von der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft für Sozialhygiene der DDR (Lykke Aresin) gemeinsam mit dem ZIJ veranstaltet wurde und auf dem auch Ergebnisse von PARTNER II vorgestellt wurden (Starke & Roski, 1983).

Wissenschaftliche und persönliche Kontakte entwickelten sich auch zu Kollegen aus den alten Bundesländern, die engsten zu Gunter Schmidt und der Abteilung für Sexualforschung der Universität Hamburg, sie halten bis heute an. Die fruchtbaren Kontakte einschließlich der gemeinsamen Untersuchungen sind schon eine andere Geschichte und können – genauso wie unsere/meine Ost-West-Forschungen nach 1990 – hier nicht dargestellt werden (Starke, 2005, S. 11 ff.; Starke, 2017b) (siehe Tab. 1).

Überraschende Ergebnisse (Auswahl)

Die Datensätze der drei Partnerstudien wurden – wie andere ZIJ-Datensätze – nach Schließung des ZIJ in SPSS-Dateien umgewandelt und einschließlich der Codebücher ins Kölner Zentralarchiv für Sozialforschung überführt. Dadurch sind sie allgemein zugänglich. Die nachfolgenden Ergebnisse beruhen auf diesen SPSS-Dateien und sind in verschiedenen Zusammenhängen auch in Forschungsberichten und Publikationen zu finden (siehe Literaturverzeichnis).

(1) In der DDR gingen Jugendliche früh feste Partnerbeziehungen ein, in denen es schnell zu sexuellen Kontakten einschließlich Geschlechtsverkehr kam. Eine längere und sich verselbstständigende Pettingphase war nicht charakteristisch. So gut wie alle Jugendlichen tolerierten den vorehelichen Geschlechtsverkehr und praktizierten ihn auch. Die Akzeptanz des vorehelichen Geschlechtsverkehrs war nahezu total. Im Grunde wurde, von Ausnahmen abgesehen, die Hochzeit oder die Hochzeitsnacht als Schranke für sexuelle Aktivität in Gestalt der Entjungferung wahrgenommen. Virginität wurde weder als Makel noch als Erfolg oder als irgendetwas Besonderes bewertet, was es für sich genommen zu bewahren gälte. Die Sexualität hatte sich von der Institution Ehe, nicht aber von der Lie-

besbeziehung gelöst. Der erste Geschlechtsverkehr war bei der Mehrzahl von Liebe oder Verliebtsein getragen und fand überwiegend in einer festen Partnerschaft statt. Der erste Geschlechtsverkehr war dann ein gemeinsam angestrebtes und beiderseits gewolltes Ereignis.

(2) Das Durchschnittsalter beim ersten Geschlechtsverkehr stimmte bei beiden Geschlechtergruppen überein. Unsere Partnerstudien, in diesem Fall insbesondere PARTNER II 1980 (Starke & Friedrich, 1984, S. 136ff.), konnte dies erstmals belegen. Alle vorherigen Studien und wissenschaftlichen Arbeiten gingen immer davon aus, dass Männer früher starteten als Frauen (die auf die Hochzeitsnacht warteten). Im weiteren Verlauf unserer Forschungen ergab sich sogar – insbesondere im Ost-West-Vergleich –, dass Ostfrauen am frühesten koital aktiv waren, gefolgt von Ostmännern und Westfrauen und mit großen Abstand von Westmännern (Starke, 2006, S. 359ff.).

Eine ähnliche Veränderung zeigte sich auch in Bezug auf soziale Herkunft und Bildungsweg. Während früher die »Unterschicht« etwas früher ins Sexualleben startete, hatte sich ein solcher Unterschied in der DDR weitgehend egalisiert, künftige Intellektuelle starteten im Durchschnitt ein halbes Jahr später als künftige Arbeiter. (Inzwischen hat sich dieser Unterschied wieder vergrößert.)

(3) Die meisten Jugendlichen hatten einen Ort, an dem sie ungestört zusammen sein, Zärtlichkeiten austauschen und miteinander schlafen konnten. Das war in den allermeisten Fällen das eigene Zimmer in der elterlichen Wohnung oder das Zuhause des Partners. Zu den Eltern bestand eine meist enge emotionale Bindung. Insbesondere die Mutter, seltener der Vater, war die erste Vertrauensperson und der bevorzugte Kommunikationspartner – auch in Liebesangelegenheiten. Die meisten Eltern akzeptierten die Partnerbeziehungen ihrer jugendlichen Kinder, erlaubten das Übernachten und wussten um die sexuellen Kontakte. Die Sexualität fand – im Jugendalter und auch später – nicht heimlich irgendwo draußen, sondern gemütlich im eigenen Bett statt. Es war gewissermaßen eine Familialisierung der Sexualität entstanden.

(4) Während Schnabl noch von 40 % frigider Frauen sprach (Schnabl, 1972a), fanden wir 1980 einen hohen Anteil orgasmischer Frauen. Etwa 75 % der 16-Jährigen, 90 % der 18-Jährigen, 95 % der 22-Jährigen und 99 % der 27-Jährigen gaben Orgasmuserfahrung an. Auch die Orgasmusraten bei Geschlechtsverkehr und intimem Zusammensein waren gestiegen. Die sexuelle Befriedigung des Mannes wie der Frau galten als invariantes Ele-

ment partnerschaftlicher Sexualität. Sexuelle Empfindungsfähigkeit wurde erwartet und geschätzt. Sexuelle Kontakte ohne Lust wurden von den Frauen im Allgemeinen gar nicht erst realisiert. Bei sexueller Diskordanz setzten im Zweifelsfall kaum die Männer, häufiger dagegen die Frauen ihre Wünsche durch.

(5) Bereits für die 1970er Jahre waren eine Abnahme von eng koituszentriertem Denken und eine Abwendung vom Van-de-Velde'schen Koitusmodell mit Vorspiel, Akt und Nachspiel zu beobachten. Bevorzugt wurde eine erotische Gesamtform mit viel Zärtlichkeitsaustausch und einem möglichst langen intimen Zusammensein. Variationen in der sexuellen Interaktion und eine größere Aufgeschlossenheit gegenüber verschiedenen Sexualtechniken gingen damit einher. Die Allmacht der männlich dominierten und allein männlicher Lust dienenden Penetration war weitgehend gebrochen oder gegenstandslos geworden, weil die dominierenden, besitzergreifenden Männer verschwanden und die Frauen von Lustobjekten zu Lustsubjekten wurden. Verhaltensweisen, die früher als pervers, minderwertig oder gar schädlich galten (wie Oralverkehr, Masturbation) gehörten zum Repertoire der allermeisten Menschen, insbesondere der jüngeren. Die Masturbationsraten waren allerdings niedrig. Masturbation wurde zwar als sexuelle Aktivität akzeptiert, und diesbezügliche Verklemmtheiten wurden abgebaut, doch wurde überwiegend eine partnerschaftliche Sexualität vorgezogen. Im späteren Ost-West-Vergleich ergab sich für Frauen ein gravierender Unterschied der Masturbationshäufigkeit: Ostfrauen masturbierten viel weniger als Westfrauen. Er ist inzwischen klein geworden (Starke, 2005, S. 132).

(6) Die Auslöseformen des Orgasmus waren sehr verschieden. Im Unterschied zu postmodernen Verhaltensweisen wurde er von Heterosexuellen am häufigsten beim Geschlechtsverkehr erreicht. Etwa die Hälfte der weiblichen Jugendlichen sagte sogar, dass ihr erster Orgasmus beim Geschlechtsverkehr erlebt wurde, ein weiteres Drittel, bei anderen Kontakten mit einem Partner (PARTNER III).

(7) Trotz aller sexuellen Vielfalt konnte bei Ostdeutschen von einer Abwendung vom heterosexuellen Koitus nicht die Rede sein, weder quantitativ noch qualitativ. Die Sexualität hatte sich weder von der Beziehung noch vom Koitus und – im Fall der Frau – auch nicht vom Mann und seinem Glied gelöst. Der Geschlechtsverkehr wurde als besonders intime und intensive Form sexueller Aktion wahrgenommen und gewünscht. Obgleich Frauen und Männer bei den verschiedenen Befriedigungsformen mehr

oder weniger häufig und leicht zum Orgasmus kamen, war es der koitale Orgasmus, der von den relativ meisten als besonders intensiv erlebt wurde.

(8) Sexualität war bei den meisten Ostdeutschen positiv besetzt und mit lustvollem Erleben verbunden. Daran änderten die Enttäuschungen, Liebeskummer und Liebesleid, Bedürfnisdiskordanzen, die es im individuellen Sexualleben natürlich massenhaft gab, prinzipiell nichts, jedenfalls nicht auf der Ebene sozialer Typik.

Zieht man beispielsweise die Ergebnisse der Hamburg-Leipziger-Interviewstudie 1990 unter 16- und 17-Jährigen heran (Starke & Weller 1993, S. 86f.), dann empfanden mehr Ostmädchen als Westmädchen ihre sexuellen Aktivitäten als angenehm und schön. Das bezog sich auf die Masturbation, die sie lustvoller erlebten, vor allem aber auf das intime Zusammensein mit dem geliebten Partner und auf den Geschlechtsverkehr. Jeweils etwa 30 % mehr Ostmädchen sagten, dass der jüngste Geschlechtsverkehr Spaß gemacht habe, sexuell befriedigend und ein ganz großes Erlebnis gewesen sei, dass sie dabei glücklich waren (Ost 82 %, West 52 %). Doppelt so viele aus dem Osten sagten, dass sie es bald wieder machen wollten – und das taten sie dann auch: Ostmädchen hatten häufiger Geschlechtsverkehr als Westmädchen. Dagegen empfanden weit mehr Mädchen aus dem Westen als aus dem Osten ihre sexuellen Aktivitäten nicht als angenehm. 54 % waren nach dem letzten Geschlechtsverkehr sexuell nicht befriedigt, 44 % hat es keinen Spaß gemacht, nur für 27 % war es ein ganz großes Erlebnis, und ebenfalls nur 27 % wollten es bald wieder machen. Zudem zeigte sich, dass – vor allem im Vergleich von erstem und letztem Geschlechtsverkehr – für Ostjugendliche die Geschlechtsunterschiede im Erleben praktisch aufgehoben waren, während sie bei den Westjugendlichen weiter bestanden.

(9) Als bester Prädiktor für Koitusfrequenz erwiesen sich die Existenz einer Partnerbeziehung und deren emotionale Qualität, nicht nur bei Jugendlichen, sondern auch bei Älteren. Derzeit Partnerlose hatten weniger Sex, ihr sexueller Alltag war orgasmusärmer.

(10) Die sexuellen Aktivitäten standen in einem positiven Zusammenhang mit anderen Lebensaktivitäten. Statistische Anzeichen für eine massenhafte Bestätigung der Freud'schen Sublimierungstheorie fanden sich nicht. So waren beispielsweise die leistungsstärksten Studenten zugleich die sexuell aktivsten. Konrad Weller fand,

»dass sexuell-erotisches Verhalten und Erleben und Leistungsverhalten in einem positiven Zusammenhang stehen, dass also hohe Leistungen in der

Ausbildung und am Arbeitsplatz, gesellschaftliche Aktivität und insgesamt eine hohe Leistungsfähigkeit allgemein mit reichhaltiger sexueller Betätigung und tiefer Erlebnisfähigkeit einhergehen« (Weller, 1984, S. 284).

(11) In unseren Partnerstudien fanden wir keine, sehr geringe oder nur ganz ausnahmsweise Unterschiede im Sexualverhalten zwischen Religiösen und Nicht-Religiösen. Das bezog sich zum Beispiel auf die Einstellung und den Gebrauch von Kontrazeptiva, auf die Einstellung zu Schwangerschaftsabbrüchen, auf voreheliche Sexualkontakte, auf sexuelle Außenkontakte, auf die Einstellung zur Nacktheit. Dies verweist auf die überragende Bedeutung des gesamtgesellschaftlichen Kontextes und der in einer Gesellschaft üblich gewordenen Verhaltensweisen.

(12) »Meinen Sie, dass es so etwas wie die >große Liebe< heute noch gibt?« Diese Frage wurde seit der ersten Partnerstudie gestellt. Sie wurde von rund 90 % mit »ja« beantwortet – und das blieb auch bei allen weiteren Untersuchungen so, auch unter Erwachsenen. In jüngster Zeit ist der Anteil an Ja-Antworten etwas niedriger (Starke, 2017b, S. 164). Das Ideal der großen Liebe, die ewig dauert, scheint ein wenig zu schmelzen, ist aber nach wie vor vorherrschend. Der jeweilige Zeitgeist und die konkreten gesellschaftlichen Umstände haben daran wenig geändert.

(13) Liebe und Geliebtwerden waren (und sind nach wie vor) hohe Lebenswerte und fest in das Wertesystem integriert (Starke & Starke, 1984). Für die von uns Befragten gehörten Liebe und Sexualität eng zusammen. Liebe wurde nicht ohne Sexualität und nicht ohne Beziehung gedacht. Sexuelles fand für die meisten in der Liebesbeziehung den idealen Platz. Gelegentlich flammte eine gewisse Liberalität auf, die dieses Muster durchbrach. Sexuelle Aufgeschlossenheit, polyamoristische Anwandlungen, Abenteuerlust, Neugier und die Kraft spontaner Leidenschaft und der zufälligen Verliebtheit auf der einen und der Treuwunsch auf der anderen Seite standen gelegentlich in einem Konflikt. Dieser Konflikt löste sich in den allermeisten Fällen und in der meisten Zeit zugunsten der festen Liebesbeziehung.

(14) Liebe und Beziehung wurden tendenziell binär gedacht: entweder richtige Liebe oder keine Beziehung. Beziehungen aus Status- oder ökonomischen Gründen, lediglich aus Langeweile oder Einsamkeit, zur Stärkung des eigenen Selbstbewusstseins, aus finanziellen, Prestige- oder anderen (z. B. rein sexuellen) Gründen einzugehen oder aufrechtzuerhalten war ganz und gar untypisch geworden. Die meisten gingen eine Bindung nur

dann ein und suchten Nähe und Intimität nur dann, wenn sie der Beziehung das Prädikat Liebe verleihen konnten.

(15) In unserem empirischen Material finden sich diverse Zusammenhänge zwischen Liebesbeziehung und Liebesqualität. Sie spiegelten die Bedeutung von Liebe für die jugendliche Persönlichkeitsentwicklung und für das Verhalten in ziemlich vielen Lebenslagen wider. Liebe war systemisch und dispositionell – kein isoliertes Etwas, sondern in das Gesamt der Persönlichkeit integriert.

(16) In unserer ersten Partnerstudie 1972 haben wir die Frage gestellt, welche Eigenschaften der künftige Partner idealerweise haben sollte. Bei den weiblichen Jugendlichen stand an der Spitze der Rangliste nicht, dass er groß, klug, kräftig, schön, reich, treu, mutig, atheistisch, sozialistisch, kulturvoll, sportlich, erotisch, sondern dass er ein liebevoller Vater sein sollte; bei den männlichen Jugendlichen adäquat: eine liebevolle Mutter. Auch im Partneristbild wurde der geliebten Person bescheinigt, sie sei kinderlieb und gewiss ein guter Vater bzw. eine gute Mutter. Genau dies sei an ihr so schätzenswert (Siegel, 1978; Starke, 1980, S. 180). Dies hing gewiss damit zusammen, dass seinerzeit früh eine Familie gegründet wurde. Da lag es nahe, die mütterliche bzw. väterliche Qualität bei der Partnerfindung im Sinn zu haben.

(17) So gut wie alle Jugendlichen wünschten sich Kinder – und bekamen sie auch, meist zwei, zu über 50 % nicht ehelich und meist früh. Das traf auch auf die akademische Intelligenz zu, von der 95 % Kinder hatten, in den alten Bundesländern hingegen kaum die Hälfte (BZgA, 2001). Rund 40 % der Frauen mit Universitäts- oder Hochschulabschluss bekamen das erste Kind schon während des Studiums, also mit 18 bis 23 Jahren, und das wirkte sich – wie wir nachweisen konnten, auch dank gezielter Förderungen – im statistischen Durchschnitt nicht negativ auf die Qualität des Studienabschlusses und die weitere Entwicklung aus (Starke, 2007).

(18) Die Tatsache, dass früh Kinder geboren wurden, veränderte die Bevölkerungsstruktur der Gesellschaft erheblich, allein schon dadurch, dass der Generationenunterschied klein war und zu den Berufstätigen – wie auch zu den sexuell Aktiven – ein erheblicher Anteil von Großmüttern und Großvätern gehörte.

(19) In den 1960er und -70er Jahren war in der DDR die vierköpfige Familie zum massenhaften Standard geworden: Mutter, Vater, zwei Kinder. Die Eltern waren berufstätig – der Vater immer, die Mutter meist. Beide Eltern waren hochgebildet (Abschluss der zehnklassigen polytechnischen

Oberschule, Berufsausbildung mit Facharbeiterabschluss). In Bezug auf einen Hoch- oder Fachschulabschluss im Direktstudium waren die Mütter sogar etwas gebildeter, weil in der DDR mehr Frauen studierten. Die häufigste Variante waren Paare, in denen beide gleich oder ähnlich gebildet waren, und es gab Paare, bei denen der Mann höher gebildet war, und – eben bemerkenswert häufiger – solche, bei denen die Frau höher gebildet war.

(20) Das alles wirkte sich gravierend auf Struktur und Atmosphäre in Partnerschaft und Familie aus. Die Frau und Mutter war nicht mehr Anhängsel des verdienenden Mannes, und sie war auch nicht nur Mutter oder nicht nur (Ehe-)Frau, sondern auch eine berufliche Fachkraft und vor allem eine selbstständige, unabhängige Persönlichkeit – auch im Liebesleben. Von ehelicher Pflicht konnte keine Rede mehr sein, wenn die Frau wollte, dann wollte sie und wurde aktiv, und wenn sie nicht wollte, dann kam es nicht zum partnerschaftlichen Sex.

(21) Die sexuelle Liberalisierung Ende der 1960er und in den -70er Jahren hing eng mit der veränderten Stellung der Frau in Partnerschaft, Familie und Gesellschaft zusammen und wurde im Wesentlichen von Frauen getragen, freilich ohne große Proteste der liebenden Männer, die sich schnell und gern an die neuen Verhältnisse gewöhnten. Individuell veränderten sich die Bilder und Selbstbilder von Mann und Frau, von Vatersein und Muttersein, und gesamtgesellschaftlich verloren die alten Rollenbilder von Mann und Frau an Bedeutung. Die Frauen aus dem Osten sahen (und sehen bis heute) weniger die Gräben und mehr die Brücken, das Verbindende zwischen den Geschlechtern, sie wussten, dass es gemeinsam besser geht. Die Veränderung im Mann-Frau-Verhältnis hatte auch eine sexuelle Komponente: die positive Einstellung zur Sexualität und speziell zur Sexualität des Mannes. Die alte Sexualfeindlichkeit hatte in der säkularisierten Gesellschaft ausgedient. Der eiserne Ring »Sexualfeindlichkeit – Sexualtrieb – Mann – Gewalt – Angst« war gebrochen.

Perspektiven

(1) Sexualität ist Teil des Insgesamt der Lebensäußerungen des Individuums und wie dieses gesellschaftlich determiniert. Sexualität ist mit Blick auf die gesamte Persönlichkeit und ihre Lebenssituation zu betrachten. Blanken Sex gibt es nicht. Folgt man diesen Aussagen, dann wird klar, dass

Sexualwissenschaft niemals alles und jedes über Sexualität erforscht haben wird – eben weil das Individuelle prinzipiell unendlich ist und sich im Wandel der Zeiten verändert. Das Großartige und Lohnende an der Sexualwissenschaft besteht gerade darin, dass sie diesen Veränderungen und ihrer Bedeutsamkeit für das menschliche Glück nachgeht

Um Besonderheiten des Sexualverhaltens in einer gegebenen Gesellschaft zu finden und interpretieren zu können, bedarf es der konkret historischen Analyse ebendieser Gesellschaft. Interkulturelle Vergleiche sind nicht in erster Linie phänomenologisch interessant, sondern durch das je spezifische Wechselverhältnis von Lebensbedingungen und Lebenseinstellungen der Menschen, durch die je spezifischen Ursachen des Realverhaltens der Menschen, durch die je spezifischen Freiräume für das tätige Individuum.

(2) Um diesem komplexen Anspruch gerecht zu werden, bedarf es zweierlei: zum einen einer komplexen interdisziplinären Sexualforschung und zum anderen einer professionellen Struktur und Organisation der Sexualforschung. Engagierte Einzelforscher und kleine temporäre Teams an willigen akademischen Einrichtungen sowie kurzzeitige Auftragsprojekte mit wechselndem Personal werden dies auf die Dauer nicht leisten können. Es bedarf einer großen eigenständigen Institution, eines Forschungsinstituts, in dem die verschiedensten Fachdisziplinen vertreten sind und das zugleich komplexes Herangehen zu sichern vermag. Dieses Institut für Sexualforschung wäre idealerweise in enger Kooperation mit verschiedenen anderen akademischen Einrichtungen und zugleich mit Praxispartnern aller Art verbunden.

Heute ist es oft noch so, dass dem einzelnen Sexualforscher bei empirischen Untersuchungen alles zugemutet wird: Konzeption, Bestimmung der inhaltlichen Schwerpunkte und der Indikata, Methodik und speziell Indikatorenformulierung, Organisation und praktische Durchführung, Datenerfassung, statistische Aufbereitung und Auswertung, Interpretation der Ergebnisse, Publikation. Diese übergroße Bürde führt zwangsläufig zu partieller Überforderung und zu Qualitätsverlust. Das bezieht sich zum Beispiel auf das Verhältnis von Indikaturn und Indikator, das leicht zu beschädigen ist, oder auf den Einsatz von Antwortmodellen, der allzu schnell willkürlich werden kann, oder auf die Trennungsschärfe von Indikatoren und Antwortmodellen und auf vieles mehr. Nur ein Forschungsinstitut kann im Wechselverhältnis von Arbeitsteilung und Kooperation Qualität und Effektivität der Forschung sichern. Dazu gehören auch die Langfristigkeit der Forschungsprojekte und personale Kontinuität.

Ein existenzielles und sich verschärfendes Problem empirischer Untersuchungen zwischen Repräsentanzkult und gravierenden Auswahlfehlern ist die Datenerhebung. Dieses Problem kann als nicht gelöst betrachtet werden. Drei Faktoren spielen dabei eine Rolle: 1. die schwindende Neigung in der Bevölkerung, an Befragungen oder Ähnlichem teilzunehmen. Keine Macht der Welt und keine statistischen Manipulationen können die Lücken in der ausgewählten Population ausgleichen. Wer nicht teilnimmt, über den kann auch nichts ausgesagt werden. 2. Durch Computer und Internet wird die Datenerhebung einerseits erheblich erleichtert, zugleich nehmen die Unwägbarkeiten zu – bis hin zu Manipulationen seitens der zu Befragenden. 3. Die bürokratischen Hürden bei Befragungen, speziell unter dem Gesichtspunkt des Datenschutzes, sind oftmals so hoch, dass eine solide Erhebung nicht möglich ist oder zumindest sehr erschwert wird.

Das bezieht sich zunächst auf Querschnittsuntersuchungen. Bei Replikationsstudien wird es noch schwieriger, gleiche Populationen zu sichern, und Längsschnittstudien (Intervallstudien) sind gleich gar nicht zu machen. Genau diese Intervallstudien (dieselben Personen werden mit derselben Methodik mehrfach befragt) sind es aber, die der Sexualforschung als Grundlagenforschung einen Qualitätsschub verleihen können (Starke, 2012; Bathke & Starke, 1999).

(3) Was inhaltliche Schwerpunkte künftiger Forschungen betrifft, so sollte Sexualforschung grundsätzlich Positivforschung sein. Sie sollte in erster Linie das grandiose Potenzial erkunden und beschreiben, das in der menschlichen Sexualität steckt und dem Sexuellen als hohem und manchmal höchstem Lust- und Glücksfaktor im menschlichen Leben Rechnung tragen. Sexualforschung kann in diesem Sinne eine Art Glücksforschung sein.

(4) Um dies zu können, muss sich die Sexualforschung immer wieder der offenen oder latenten Sexualfeindlichkeit widersetzen, die religiös-kulturell tief verwurzelt ist und immer wieder ausschlägt. Alte und neue Verdächtigungen, denen Sexuelles ausgesetzt ist, finden sich zuhauf, in Film und Fernsehen, in Literatur und Presse, in der Comedy-Szene, im Internet, in obszönen Witzen, in schmierigen Anspielungen, in einer sexualisierten Sprache, in Schimpfwörtern und derben Ausdrücken, die längst hoffähig geworden sind: Fuck!

(5) Ungeachtet aller Lust, Sinnlichkeit, Lebensfreude, Liebe und Leidenschaft, die mit dem Sexuellen verbunden sind – oder manchmal gerade deswegen –, klingt Sexualität eher verrucht, gelegentlich voller unedler

Unter- und Obertöne. Die übliche Annahme lautet: Es gibt dunkle Seiten der Sexualität, das Anormative, Unmoralische, Widernatürliche, Unsittliche, Aggressive, Gemeingefährliche, Gewalttätige. Die »dunklen Seiten« der Sexualität sind ein Konstrukt, das sexuelles Begehren (Verlangen, Begierde, Trieb) verdächtigt, Böses hervorzubringen, vor allem jenes Begehren, dessen Steuerungsfähigkeit infrage steht. Es gibt aber keine dunklen Seiten der Sexualität, dieses Denken führt zu nichts. Die dunklen Seiten existieren: im Umgang mit Sexualität, in der Gesellschaft, in Organisationen und Gruppen, in Partnerschaft und Familie, und es gibt sie, die dunklen Seiten in der Persönlichkeit, dunkle Seiten, die sich auch im sexuellen Gewand entäußern können.

(6) Genau dies sind auch die Ansatzpunkte für die sexualwissenschaftliche Analyse von sexueller Gewalt, sexuellen Belästigungen, Sexismus und allen offenen und verdeckten Übergriffigkeiten, allen gewalttolerierenden und gewaltfördernden Strukturen in der Persönlichkeit und in der Gesellschaft. Diese Analyse darf nicht im gefälligen Phänomenologischen stehen bleiben, sondern muss an den Grundfesten rütteln. Das bezieht sich auch auf solche Aktionen wie #Aufschrei oder #MeToo (Starke, 2017a; Starke, 2018). Sie aus Solidarität mit den Opfern oder aus feministischer Verbundenheit einfach nur gut zu finden genügt nicht, ist letztlich falsch und bedeutet die Verweigerung einer kritischen Betrachtung. Die Sexualwissenschaft muss sich künftig viel stärker mit diesen oder ähnlichen Phänomenen speziell der weltweiten Internetkommunikation auseinandersetzen.

(7) Im massenmedialen wie im personalen Raum, in der Politik wie in der Erziehung tritt Kindern, Jugendlichen und auch Erwachsenen ein ambivalenter Begriff von Sexualität entgegen: als Verhimmelung (als das Schönste, Sauberste, Höchste), als Verteufelung (als Gefahr, als sexuelle Gewalt, Schändung, Unbill, Unglück); in Gestalt von Opfern; als Negativtrieb (als Sünde, Schweinerei, Primitivismus); als Absonderlichkeit und Exotik; als etwas, was Jugendlichen vorenthalten werden sollte; als etwas, was als Pornografie bezeichnet wird; als Geschäft und als Ware; als Mittel zum Zweck (Sexualisierung); als Event (als Spaß, Unterhaltung, Zeitvertreib, Harmlosigkeit, Niedlichkeit); als das Diverse; als das Monogame; als sexualisiertes monetarisiertes Schönheitsversprechen; als technizistisches Bingo, durch Lustmittel und Liebestechniken beliebig zu erreichen; als schrille Selbstinszenierung im öffentlichen und als romantische Inszenierung im privaten Raum; als Glücksgebot, das mittels Ratge-

bung normiert und reguliert wird; als Stress und Unbequemlichkeit; als Pflicht und notwendige Alltagsleistung bis zur Bahre.

Der ambivalente Begriff von Sex im massenmedialen Raum ist in seiner Erheblichkeit sexualwissenschaftlich relevant, insbesondere auch bei der Interpretation von empirischen Befunden. Infolge der Unendlichkeit des Internets und des freien Eintritts in das »größte Warenhaus der Sexualität, das je auf der Welt existierte« (Dannecker, 2017, S. 81), wie auch durch die Globalisierung mit ihren kulturellen, sittlichen, religiösen Aspekten ist eine besondere Chance für die Sexualwissenschaft gegeben.

(8) Empirisch eindeutig belegbar sind die fünf wichtigsten Bezugsgrößen für alles Sexuelle: Liebe, Lust, Partnerbeziehung, Familie und andere Bezugspersonen (z. B. Freunde, Lehrer, Ärzte). Jede dieser Größen hat eine eigenständige Bedeutung und steht zugleich in Korrespondenz mit jeder anderen. Dadurch entstehen mannigfaltige Spannungen sowie enorme synergetische Effekte. Dies zu erforschen ist eine edle, eine ethisch schöne Aufgabe der Sexualwissenschaft. Dabei ist immer der individuelle und gesellschaftliche Kontext zu berücksichtigen, in dem diese Faktoren wirken.

(9) Die meisten Elternhäuser sind keinesfalls lieblos, rau, kommunikationsunfähig, früher nicht und heute auch nicht – bei allen Unterschieden im Detail und bei allerlei emotionalen Defiziten. Das familiäre Grundverhalten der Bevölkerung funktioniert über alle Gesellschaftssysteme jenseits der jeweiligen Machtebene. Es ist vital stabil. Von Geburt an erfährt ein Mensch von den Eltern und anderen Bezugspersonen einen bestimmten Umgang mit Liebe, Partnerschaft und Sexualität. Die Liebe wird gewissermaßen sozial vererbt, mal mehr – mal weniger, mal so – mal so, aber nie spurlos.

(10) Liebe ist ein großes, umfassendes Gefühl, das seine besondere Qualität und seine spezifische Dimension durch die Wechselseitigkeit gewinnt. In der empirischen Forschung lohnt es sich zu verfolgen, welche Ausprägung und welche Farben sie in wechselnden Zeiten gewinnt.

(11) Bezogen auf das Individuum wie auf die Gesellschaft haben es die Sexualwissenschaft und insbesondere die empirische Sexualforschung mit den verschiedensten Merkmalen zu tun. Auf der bevölkerungsstatistischen Ebene machen diese die soziografische Struktur einer Gesellschaft aus, auf der individuellen Ebene das Persönlichkeitsprofil. Bevorzugtes Differenzierungsmerkmal der Sexualforschung ist das Geschlecht. Das hat Gründe: Das Geschlecht ist wohl in jeder sexuellen Situation und jeder sexuellen Aktion von Bedeutung. Und mit dem Geschlecht können viele Unter-

schiede im Sexualverhalten erklärt werden. Aber es ist nie nur der einzige Faktor. Ausschließlich oder hypertroph betrachtet bedeutet das den Verzicht auf das Populationsgesamt bzw. die ganze Persönlichkeit auf der einen und die Vernachlässigung anderer Merkmale auf der anderen Seite.

Niemand agiert nur als Frau oder Mann oder Transperson, niemand ist nur weiblich, männlich oder trans*, sondern jung oder alt, arm oder reich, gesund oder krank, gläubig oder nichtgläubig, einheimisch oder zugereist, gebildet oder weniger gebildet, städtisch oder dörflich, kinderreich oder kinderlos, berufstätig oder arbeitslos. In bestimmten Zusammenhängen und Situationen kann ein Merkmal wesentlicher als das andere sein. In den meisten Zusammenhängen ist die Komplexität von Merkmalen wesentlich. Die permanente Hervorhebung eines Merkmals oder die Reduzierung von Menschen auf nur ein Merkmal vereinseitigt die Persönlichkeit als ein Gesamt und ist soziostrukturell abseitig.

Neben dem Geschlecht und unter Berücksichtigung des Ansatzes Gesamt sollten künftige empirische Untersuchungen stärker die innere Differenzierung der ausgewählten Population berücksichtigen. Nur so können Varianzen in den Befunden erklärt und Ursachen für Einstellungen und Verhaltensweisen gefunden werden. Dafür sind freilich große Stichproben erforderlich, bisherige Untersuchungen scheitern auch bei gutem Willen meist daran, dass das *n* in Untergruppen zu klein für sinnvolle Aussagen ist.

(12) Soziografische Untergruppen der Gesellschaft, die bei bestimmten Untersuchungen besondere Beachtung verdienen, wären in der heutigen Zeit solche, die das Potenzial einer Spaltung und Extremisierung der Gesellschaft in sich tragen und ständig der Gefahr unterliegen, machttechnisch gegeneinander ausgespielt zu werden. Solche Gruppen wären die Alten – die Jungen, die Einheimischen – die Fremden, die Bildungsfernen – die Bildungsnahen, die Städter – die Dörfler, die Gesunden – die Kranken, die Eingebundenen – die Abgehängten, die Gewaltbereiten – die Friedlichen, die Eltern – die Kinderlosen und auch für eine lange Zeit noch die Ostdeutschen – die Westdeutschen. Infolge der Globalisierung und des nationalen Feedbacks gewinnen – nach den Analysen von Cornelia Koppetsch – einander meist krass konträre Kräfte an Bedeutung: Nationale – Postnationale, Nativisten – Globalisten, Heimatverbundene – Kosmopoliten, neue Unterklasse – postindustrielle urbane akademische Mitte, Individualismus – Neokollektivismus (Koppetsch, 2019, S. 70, 162, 220, 240).

Es ist klar, dass dies alles eine starke Zuwendung der Sexualwissenschaft zur Gesellschaft und zugleich zum Individuum bedeutet.

(13) In diesem Zusammenhang, nämlich der Stellung des Geschlechts in der individuellen und soziografischen Vielfalt, ist von der sogenannten geschlechtergerechten Sprache zu sprechen, die auch in der gegenwärtigen Sexualwissenschaft geläufig ist. Dieses Sprachgebaren ist Unsinn. Schon rein sprachkundlich: Genus $\neq$ Sexus; Status $\neq$ Tätigkeit (Student $\neq$ Studierender), Allbegriff $\neq$ Geschlecht (der Mensch, die Person, die Persönlichkeit, der Säugling, das Kind, der Spatz, die Meise ...), aus dem grammatikalischen Artikel kann man bei Allbegriffen nicht auf das Geschlecht schließen. Im Deutschen tragen rund die Hälfte der Substantive den weiblichen Artikel »die« (viel weniger den männlichen »der« und etwas seltener den sächlichen »das«), und keiner kann auf den Gedanken kommen, die Geschlechtergerechtigkeit sei dadurch hergestellt oder beschädigt.

Die euphemistisch »geschlechtergerecht« genannte Sprache erscheint gegenwärtig einerseits als Sprache einer Subkultur, als Elitensprache, die sich standesdünkelhaft vom gemeinen Volk abhebt, andererseits als ein Sprachdiktat im Sinne einer Political Correctness: Politiker verwenden sie, vor allem in der -innen-Form: Wählerinnen und Wähler (was eine Verdopplung ist: Das Wort Wähler erfasst männlich, weiblich und vieles andere). Hochschulen erzwingen sie bei Qualifizierungsarbeiten, Zeitschriften verlangen sie von den Autoren, Ämter werden dazu benötigt.

Die entscheidende Kritik an dieser Sprachregulierung ist inhaltlicher Natur: Mit ihr wird die alte Geschlechtertrennung zementiert und die Unversöhnlichkeit der beiden Geschlechter zum Konzept gemacht. Das ist das eine. Das andere ist, dass in beliebigen Zusammenhängen und Situationen – auf soziografischer Ebene – immer nur die eine Untergruppe zuungunsten aller anderen hervorgehoben wird und dass – auf individueller Ebene – die Gesamtpersönlichkeit auf das Geschlecht reduziert wird. Diese essentialistische Reduktion wird der Gesamtpersönlichkeit nicht gerecht, also verkleinert sie gewissermaßen. Die Manie, Menschen auf ein Merkmal zu reduzieren, ist durchaus ein geläufiges Unterfangen, so wenn Homosexuelle auf ihre Sexualität reduziert werden oder Zugereiste auf ihrem Migrationshintergrund oder Behinderte auf ihre Behinderung – oder Stars auf ihre Prominenz.

Sexualwissenschaft, Gender- und Diversitätsforschung wissen eigentlich, dass das *epitheton ornans* »weiblich« versus »männlich« Spezifisches oder wenigstens Typisches verspricht, aber dieses Versprechen nur partiell oder temporär einhalten kann, dass das, was einst als männlich galt, heute auch bei Frauen vorkommt (und umgekehrt), dass sich viele Eigenschaften

von Männern, Frauen, Transpersonen gleichen oder ähneln, dass Männer keine Abart der Menschen sind und Frauen auch nicht, dass Klassifikationen wie männlich, weiblich, trans* ihre Grenzen haben. »Jedes Schema ist schemenhaft. Unerschöpflich, unbegrenzt ist die Differenzierung menschlicher Individualitäten«, um überraschend Magnus Hirschfeld zu zitieren (Herzer, 2019, S. 111). Und endlos ist auch die Differenziertheit der menschlichen Gesellschaft.

Was das Sternchen betrifft, so ist es auf den ersten Blick eine Gerechtigkeit, weil Formen wie »Wählerinnen und Wähler« oder »WählerInnen« Transpersonen ausschließen. Auf den zweiten Blick freilich ist es ein Diktat, eine Vereinnahmung insbesondere von Transsexuellen, die nicht fremd-, sondern selbstbestimmt ihr Geschlecht bezeichnen möchten. Es wird »das Signal gegeben: Wir definieren hier, wer du bist«. Es sei »sehr traurig, dass mit trans* eine neue patriarchale medizinisch-psychiatrische Fremdbestimmung von Menschen einhergeht. >trans*< will auch Transsexualität vereinnahmen« (Schicklang, 2019, S. 1). Unter der Firmierung eines »Liquid Gender« hat Volkmar Sigusch schon gewünscht, »daß der Gesetzgeber allen (volljährigen) Menschen freistellt, über die eigenen Vornamen und die eigene Geschlechtszugehörigkeit selbst zu entscheiden – ohne Genehmigung und Gerichtsverfahren und ohne medizinische Behandlung« (Sigusch, 2019, S. 207).

Die »geschlechtergerechte« Sprache wird sich nicht durchsetzen, schon weil es in vielen Sprachen, insbesondere im dominanten Englischen keine Entsprechung gibt, und wohl auch, weil für Tiere eine sprachliche Genderisierung insbesondere auch wegen des Sternchens scheitern oder zu albernem Wortungetümen führen würde. Hauptsächlich aber wird die »geschlechtergerechte« Sprache entschwinden, weil fortschrittliche Kräfte erkennen, dass mit diesem Sprachdiktat die Wirklichkeit nicht nur nicht verbessert wird, sondern die realen Ungerechtigkeiten verdeckt und in Ruhe gelassen werden. »Wer mit der Sprache gendert, hat Problembewusstsein gezeigt und ist damit der Pflicht enthoben, sich auch noch für praktische Veränderungen einzusetzen« (Dahn, 2019, S. 86).

Wann sich die deutsche Sexualwissenschaft von der »geschlechtergerechten« Sprache löst, ist nicht vorauszusehen, im Moment gibt es keine Anzeichen dafür.

(14) Es ist schon immer ein vorzügliches Anliegen einer emanzipatorischen und gerecht denkenden Sexualwissenschaft gewesen, sich sexuellen Minderheiten zuzuwenden. Die Sorge um das Diverse und um alles, was

irgendwie »queer« liegt, hat sich in jüngster Zeit eher noch verstärkt. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass aus dem nationalen Blick ein europäischer wird. Das vereinigte Europa bedeutet auf lange Zeit ein Zusammenleben mit Unterschieden, eine Konfrontation mit Unvereinbarem im Kontext von sexueller Emanzipation und sexueller Repression. In allen Ländern finden sich Gewohnheiten und Denkweisen und historisch gefestigte Normativitäten, die im Widerspruch zu einer Vielfalt sexueller Lebensweisen und Identitäten stehen. Man kann mit Zygmunt Bauman (2008, S. 129f.) von einer Mixophobie (versus Mixophilie) sprechen, von einer Angst vor und Abwehr von der Vielfalt der Lebensstile und Lebens-typen.

Ideologie und Macht neigen zu einer Problematisierung des jeweils sexuell Anti-Normalen. Das führt nicht selten zu Ausgrenzungen und Verfolgung sexueller Minderheiten und sexuell anders Fühlender. Die moralische und zivilisatorische Qualität der europäischen Gesamtgesellschaft wird man am Umgang mit Minderheiten und Unterprivilegierten erkennen. Dazu muss und wird die Sexualwissenschaft ihren Beitrag leisten, auch in Bezug auf die EU-Gesetzgebung und die Überarbeitungsbedürftigkeit der bisherigen EU-Richtlinien zu Sexualität.

(15) Dass sich eine Sexualwissenschaft, die humanistisch und emanzipatorisch grundiert ist, aktiv in Gesellschaft und Politik einmischt und sich dabei mit fortschrittlichen Kräften aus Politik und Kultur verbündet, hat eine lange Tradition. Klassische Beispiele in Deutschland sind dafür der lange Kampf gegen den Paragraphen 175 (Homosexualität) und gegen den Paragraphen 218 (Abortion). In jüngster Zeit sind die vielfältigsten und umfangreichen Aktivitäten im Genderdiskurs, für die Anerkennung von Transpersonen, gegen Sexismus und sexuelle Gewalt zu würdigen. Dieser Kampf dauert an, und er hat nicht nur eine nationale Dimension, sondern auch eine europäische und Weltdimension. Die politischen Auseinandersetzungen unserer Tage, die Machtkämpfe, die ideologischen, religiösen, ethnischen Konflikte haben sichtbar oder versteckt fast immer eine tief-liegende Komponente Sexualität.

Für die deutsche Sexualwissenschaft wären – auch mit Blick auf Europa – neben den bereits genannten Aufgaben zum Beispiel folgende Dringlichkeiten zu nennen:

- a) Eine kritische Analyse der ständigen Verschärfung der Sexualgesetzgebung. Daniela Klimke und Rüdiger Lautmann benennen »das geradezu anrühige Schweigen der Kritischen Kriminologie zur gewal-

tigsten Neukriminalisierungswelle im Sexualstrafrecht« (Klimke & Lautmann, 2018, S. 25). Dieses Schweigen betrifft auch die Sexualwissenschaft. Ebenso verdiente das Phänomen der verbreiteten Punitivität in der Bevölkerung insbesondere bei Sexualstraftaten eine größere Beachtung (ebd., 2016).

- b) Die Verhinderung einer Verschärfung des § 218: Für die alten Bundesländer ist die jetzige Regelung eine Verbesserung, für die neuen eine Verschlechterung. Man könnte durchaus fordern, die Gültigkeit des § 218 für die neuen Bundesländer aufzuheben und die alte Fristenregelung wieder einzuführen, da der säkularisierte Osten nicht religiösen Dogmen folgen muss.
- c) Die Sicherung der Gleichstellung von Homo- und Heterosexuellen: Mit der Streichung des § 175 im Jahre 1994 infolge der deutschen Einheit (in der DDR waren die Worte »homosexuell« und »Homosexualität« aus dem Strafgesetzbuch gestrichen worden) und mit Regelungen wie dem Gesetz zum Recht gleichgeschlechtlicher Paare auf Eheschließung 2017 (Homohe) sind hervorragende Voraussetzungen für ein zivilisiertes und würdevolles Verhältnis zwischen Menschen unterschiedlicher sexueller Orientierung gegeben – in Deutschland, in Österreich (Graupner, 2018) und in einigen anderen Ländern. Wie empirische Ergebnisse zeigen, hat sich die Einstellung vieler Menschen zu Homosexualität und Homosexuellen positiv verändert, auch unter dem Gesichtspunkt, dass Homosexuelle nicht mehr auf ihre Sexualität reduziert, sondern als ganze Persönlichkeiten betrachtet und geachtet werden (Starke, 2018). Ganz abgesehen davon, dass in weiten Teilen der Welt und auch in Europa Schwule noch geächtet sind und verfolgt werden, sind auch in Deutschland die Quellen nicht versiegt, die Diskriminierung, Pathologisierung, Verständnislosigkeit, Ablehnung, kurz Homophobie speisen. Das Fanal »schwul ist undeutsch« gewinnt wieder an Macht (ebd.).
- d) Die sofortige Aufhebung des Ehegattensplittings. Es benachteiligt nicht nur nichteheliche Paare, sondern insbesondere Ehen in den neuen Bundesländern, da hier die Einkommensunterschiede zwischen den Ehepartnern weit geringer sind als in den alten Bundesländern.

(16) Die ursprüngliche Funktion der Sexualität ist die Fortpflanzung. Auch wenn sich von ihr andere Funktionen der Sexualität abgelöst und verselbst-

ständig haben und Fortpflanzung heute auch ohne Sex technisch möglich ist, so sollte die Sexualwissenschaft dem Thema Reproduktion gebührende Beachtung schenken. In empirische Befragungen gehören weiterhin und verstärkt Indikatoren wie Kinderwunsch, günstiger Zeitpunkt für eine Schwangerschaft, Kinder als Lebenswert, Kontrazeption, Familienmodelle, Elternschaft, Kindererziehung, familiäre Kommunikation über Sexualität, Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf, Leben mit und ohne Kind bzw. Enkel, Elternschaft und sexuelle Aktivität.

Zu fragen wäre, warum die einstige Normativität, früh eine feste Beziehung einzugehen und eine Familie zu gründen, verloren gegangen ist, warum eine pronatalistische Politik einen so schlechten Ruf hat, was die Erhöhung des Alters bei der Geburt des ersten Kindes individuell und gesellschaftlich bedeutet, warum das Zeitfenster, in dem von Männern die Zeugung von Kindern als ideal betrachtet wird, nicht mit dem idealen und gleich gar nicht mit dem objektiv optimalen Gebäralter der Frau übereinstimmen (BZgA, 2005; Helfferich, 2017, S. 171), warum Väterbilder wie Mütterbilder zwischen Muttertag und Spott und Hohn irrlichtern, was der vergrößerte Generationenabstand für die Struktur der Gesellschaft, für die Familie und für das Kind bedeuten (aktive Rolle der Großeltern) und letztlich, wie Politik und Wirtschaft günstige Bedingungen für Elternschaft und Kindsein schaffen können.

(17) Wie hält es die Sexualwissenschaft mit dem sexuellen Begehren? Sie schätzt es, insbesondere das der Frau und grundsätzlich auch das des Mannes, wenngleich der Triebtäter im Busch lauert. In den letzten Jahrzehnten hatten Sexualwissenschaft und insbesondere Sexualtherapie viel mit Ejaculatio praecox, erektiler Dysfunktion und seit 1998 auch mit Viagra zu schaffen, einem Thema, das jahrelang einen Hype erlebte und inzwischen entzentralisiert wurde, aber – wie alle Themen rund ums Glied – durchaus wichtig bleibt. Ein neues Thema aber ist hinzukommen, ein großes, ganzes, nämlich der Körper als solcher. Bodybuilding, Bodymodifikation, optimierte Körper, Körperpraktiken, Körperarbeit, Körperökonomien, Embodiment, Zwischenleiblichkeit, leibliche Erfahrungswelten, Sexocorporel – der Worte werden viele gedrechselt, nur um herauszuschreien: Es gibt ihn, den Körper! So als hätte es ihn früher nicht gegeben, nicht in der Kunst, nicht in der Wissenschaft, nicht in der Werbung und nicht in den Medien und auch nicht in Sexualtherapie und Sexualwissenschaft. Doch nun ist eine andere Qualität des Herankehens und der Therapie gegeben, und diese hat einiges für sich und viel

in sich. Sie ist nicht einfach die Fortsetzung der Instrumentalisierung des Körpers mit anderen, technischen Mitteln. Nein, sie trennt gewissermaßen das Ich vom Körper, und beide haben nur noch gemeinsam, dass sie in der marktwirtschaftlichen Gesellschaft optimal zu funktionieren haben. Der Körper ist nun auch in seiner Sexualität zum bloßen Objekt der Manipulation und Gestaltung geworden. Wundersame Handlungsanweisungen und Konzepte versprechen alles. Was keiner Religion vollständig und jederzeit gelungen ist, übernimmt nun das scheinbar selbstbestimmte, aber in Wirklichkeit das technikabhängige Ich, nämlich die vollkommene Kontrolle über das sexuelle Begehren. Das sexuelle Agieren wird auf maximale Effektivität getrimmt, und das sexuelle Begehren nach Belieben gesteuert, hoch- oder runtergefahren, eingeschaltet oder abgeschaltet. Darin liegt eine große Gefahr, vor allem die Gefahr, dass am Ende das Begehren und Erleben zugrunde trainiert werden und das Ich sexuell verarmt.

(18) Zum Schluss soll ein besonderes und fast unfassbares Anliegen an die Sexualwissenschaft formuliert werden, nämlich der Schutz der sexuellen Intimität. Gemeint ist damit nicht der verantwortungsvolle Umgang mit persönlichen Daten aus empirischen Untersuchungen, der selbstverständlich und ohne jede Einschränkung gilt. Gemeint ist die Seuche der sexuellen Entintimisierung und der Vermarktung privater Einzelheiten des Sexuallebens. Gemeint ist die als Offenheit und Ehrlichkeit deklarierte Outingkultur in der Talkshow und am Boulevard, die Voyeurismus bedient und züchtet. Gemeint ist die Überpräsenz des Sexuellen in der Öffentlichkeit und die damit verbundene Gefahr der Übersättigung, Abstumpfung, des »Fading« und der Lustlosigkeit. Gemeint ist die (Über-)Sexualisierung, die eine Entsinnlichung provoziert – zugunsten einer Scheinsinnlichkeit. Gemeint sind die sexuelle Geschwätzigkeit im öffentlichen Raum und das tiefe Schweigen im privaten Raum. Gemeint sind die Intimisierung des öffentlichen Raums und die Entintimisierung des privaten Raums. Zu hoffen ist, dass sich die Sexualwissenschaft stärker in die Lage versetzt fühlt, das Sexuelle zu schützen und damit ihrem ureigenen Gegenstand gerecht zu werden.

Ich widme diesen Beitrag meinem Freund und Mitstreiter Konrad Weller in der Hoffnung, dass er auch nach seiner Emeritierung »ein unverschanztes Herz« (Hamlet) für die Sexualforschung hat.

Literatur

- Ahrendt, H.-J. (1985). *Geschlechtliche Entwicklung, Sexualverhalten und Kontrazeption 15- bis 17jähriger weiblicher Jugendlicher*. Magdeburg: Medizinische Akademie Magdeburg Dissertation B.
- Aresin, L. (1967). *Sprechstunde des Vertrauens: Fragen der Sexual-, Ehe- und Familienberatung*. Rudolstadt: Greifenverlag.
- Aresin, L. & Müller-Hegemann, A. (1978). *Jugend zu zweit*. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Bathke, G.-W. (1983). Die Bedeutung von Herkunfts- und Entwicklungsbedingungen für sexuelle Einstellungen und sexuelles Verhalten von Jugendlichen. In K. Starke & G. Roski (Hrsg.), *Ehe, Familie, Sexualverhalten: Vorbereitung auf Ehe und Familie, Sexualverhalten Jugendlicher; III. Seminar sozialistischer Länder der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft Sozialhygiene der DDR, gemeinsam veranstaltet mit dem Zentralinstitut für Jugendforschung, 19. bis 21. Oktober 1982 in Leipzig* (S. 22–37). Leipzig: Zentralinstitut für Jugendforschung.
- Bathke, G.-W. & Starke, K. (1999). Studentenforschung. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 225–268). Berlin: edition ost.
- Bauman, Z. (2008). *Flüchtige Zeiten*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bisky, L., Hennig, W. & Starke, K. (1979). Jugendforschung als Interdisziplin. In Zentralinstitut für Jugendforschung (Hrsg.), *Aus der Arbeit des Zentralinstituts für Jugendforschung 1979* (S. 77–80). Leipzig: Zentralinstitut für Jugendforschung.
- Borrmann, R. (1966). *Jugend und Liebe*. Leipzig: Urania.
- Borrmann, R. & Schille, H.-J. (1980). *Vorbereitung der Jugend auf Liebe, Ehe und Familie. Theoretische Probleme, empirische Daten, pädagogische Konsequenzen*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Bretschneider, W. & Dierl, W. (1962). *Liebe und Ehe*. Leipzig: Urania.
- Brückner, H. (1968). *Das Sexualwissen unserer Jugend*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Brückner, H. (1976). *Denkst Du schon an Liebe?* Berlin: Kinderbuchverlag.
- BZgA (Hrsg.). (2001). *frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung*. Köln: BZgA.
- BZgA (Hrsg.). (2005). *männer leben. Studie zu Lebensläufen und Familienplanung*. Köln: BZgA.
- Clement, U. (1986). *Sexualität im sozialen Wandel*. Stuttgart: Enke.
- Clement, U. & Starke, K. (1988). Sexualverhalten und Einstellungen zur Sexualität bei Studenten in der BRD und in der DDR. Ein Vergleich. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 1(1), 30–44.
- Dahn, D. (2019). *Der Schnee von gestern ist die Sintflut von heute. Die Einheit – eine Abrechnung*. Hamburg: Rowohlt.
- Dannecker, M. (2017). *Faszinosum Sexualität*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- DDR (1973). *Staatliche Dokumente zur Förderung der Frau in der Deutschen Demokratischen Republik. Gesetzesdokumentation*. Berlin: Staatsverlag.
- Dekker, A. & Matthiesen, S. (2015). Studentische Sexualität im Wandel: 1966 – 1981 – 1996 – 2012. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 28(3), 245–271.

- Dietz, K. & Hesse P.G. (1964). *Wörterbuch der Sexuologie und ihrer Grenzgebiete*. Rudolstadt: Greifenverlag.
- Friedrich, W. (2005). *Aus meinen 75 Jahren*. Leipzig.
- Friedrich, W. & Hennig, W. (Hrsg.). (1975). *Der sozialwissenschaftliche Forschungsprozeß*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Friedrich, W., Förster, P. & Starke, K. (Hrsg.). (1999). *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990*. Berlin: edition ost.
- Fröhlich, H.-H. & Szewczyk, H. (1970). Sexualerfahrungen von Berliner Studenten – Daten einer Befragung. *Probleme und Ergebnisse der Psychologie*, 1970(32), 17–36.
- Giese, H. & Schmidt, G. (1968). *Studentensexualität*. Reinbek: Rowohlt.
- Grandke, A. (2008). *Die Entwicklung des Familienrechts in der DDR*. Berlin: Humboldt-Universität. <https://edoc.hu-berlin.de/handle/18452/10164> (26.11.2019).
- Grassel, H. (1967). *Jugend, Sexualität, Erziehung*. Berlin: Staatsverlag.
- Grassel, H. & Bach K.R. (Hrsg.). (1979). *Kinder- und Jugendsexualität*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Graupner, H. (2018). Ehe (doch nicht) für Alle? *JUS Amandi*, 2018(4), 2–3.
- Günther, E. (1957). Grundsätzliches zur Frage »Ist die Darstellung sexueller Dinge notwendig dekadent?« *Sonntag*, 1957(50), 12.
- Günther, E. & Bach, K. R. (Hrsg.). (1989). *Psychosoziale Aspekte der Homosexualität II. Workshop der Sektion Andrologie der Gesellschaft für Dermatologie der DDR und der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft für Sozialhygiene der DDR am 23. April 1988*. Jena: Universitätsverlag.
- Helfferrich, C. (2017). *Familie und Geschlecht*. Opladen: Barbara Budrich.
- Herzer, M. (2019). Die Westberliner und westdeutsche Schwulenbewegung der 1970er-Jahre und die Folgen. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 32(2), 107–114.
- Hesse, P.G., Grimm, H.C. Harig, G., Kaul, F.K., Kuckhoff, A.-G. & Tembrock, G. (Hrsg.). (1974). *Sexuologie*. Leipzig: Hirzel.
- Hohmann, J. S. (Hrsg.). (1991). *Sexuologie in der DDR*. Berlin: Dietz.
- Kasek, L. (1983). Sexualität und Extraversion/Intraversion. In K. Starke & G. Roski (Hrsg.), *Ehe, Familie, Sexualverhalten: Vorbereitung auf Ehe und Familie, Sexualverhalten Jugendlicher*; III. Seminar sozialistischer Länder der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft Sozialhygiene der DDR, gemeinsam veranstaltet mit dem Zentralinstitut für Jugendforschung, 19. bis 21. Oktober 1982 in Leipzig (S. 67–72). Leipzig: Zentralinstitut für Jugendforschung.
- Klimke, D. & Lautmann, R. (Hrsg.). (2016) *Sexualität und Strafe*. 11. Beiheft zum Kriminologischen Journal. Weinheim: Beltz Juventa.
- Klimke, D. & Lautmann, R. (2018). Das Schweigen der Kritischen Kriminologie. *Kriminologisches Journal*, 50(1), 25–33.
- Klimmer, R. (1949). Über das Wesen der Homosexualität. *Zeitschrift für Psychiatrie, Neurologie und medizinische Psychologie*, 1(11), 341–348.
- Kon, I. (1985). *Einführung in die Sexuologie*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Koppetsch, Cornelia (2019). *Die Gesellschaft des Zorns*. Bielefeld: transcript.
- Lisovskij, V. & Starke, K. (1993). *Ljubov'. Erotika. Sex. Opyt sravnitel'nogo issledovanija* (Russija-Germanija). *Molodež*, 1, 133–138.
- Ludwig, R. (1999). 25 Jahre Datenarbeit am ZIJ. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 509–516). Berlin: edition ost.

- Mehlan, K.-H. (1969). *Wunschkinder?* Rudolstadt: Greifenverlag.
- Mögling, T., Starke, K. & Weller, K. (1992). PARTNER III – Studentensexualität. Sexualität und Partnerschaft von ostdeutschen, westdeutschen und sowjetischen Studenten. Leipzig: Forschungsstelle Partner- und Sexualforschung.
- Müller, H. (1999). Die Forschungsorganisation. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 477–496). Berlin: edition ost.
- Neubauer, G., Melzer, W. & Hurrelmann, K. (Hrsg.). (1992). *Jugend im deutsch-deutschen Vergleich*. Neuwied: Luchterhand.
- Neubert, R. (1956). *Die Geschlechterfrage. Ein Buch für junge Menschen*. Rudolstadt: Greifenverlag.
- Pinther, A. (1999). Familien- und junge Eheforschung. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 420–429). Berlin: edition ost.
- Rennert, H. (1966). Untersuchungen zur sexuellen Entwicklung der Jugend – eine statistische Erhebung an Medizinstudenten in Halle. *Zeitschrift für ärztliche Fortbildung*, 60, 140–153.
- Rennert, H. (1971). Befragung von Medizinstudenten zu ihrem Sexualverhalten. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Resch-Treuwerth, J. (1978) *verliebt – verlobt – verheiratet. Briefe unter vier Augen*. Berlin: Neues Leben.
- Rochlitz, M. (1999). Meine Kooperation mit dem ZIJ. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 550–556). Berlin: edition ost.
- Schicklang, Kim (2019). Fremdbestimmt. *neues deutschland*, 19.07.2019, S. 1.
- Schlegel, U. (1999a). Die »graue« ZIJ-Literatur und die Information. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 517–523). Berlin: edition ost.
- Schlegel, U. (1999b). Geschlechter- und Frauenforschung. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 352–373). Berlin: edition ost.
- Schmidt, G. (1993). (Hrsg.). *Jugendsexualität*. Stuttgart: Enke.
- Schmidt, G. (2000). (Hrsg.). *Kinder der sexuellen Revolution*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schmidt, G., Matthiesen S., Dekker, A. & Starke, K. (2006) *Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schnabl, S. (1972a). *Intimverhalten, Sexualstörungen, Persönlichkeit*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Schnabl, S. (1972b). *Mann und Frau intim*. Berlin: Volk und Gesundheit.
- Schreiber, D. (1999). Methodologische Prinzipien und Methodenarbeit. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 496–508). Berlin: edition ost.
- Schwarz, H. (1953). *Die Sexualität im Blickfeld des Arztes*. Berlin: Volk und Gesundheit.
- Siegel, U. (1978). Zum Partnerwunschbild Jugendlicher. In H. Szewczyk & H. Burghardt (Hrsg.), *Sexualität* (S. 48–52). Berlin: Volk und Gesundheit.
- Sigusch, V. (2019). *Kritische Sexualwissenschaft*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Sigusch, V. & Schmidt, G. (1973). *Jugendsexualität*. Stuttgart: Enke.

- Stapel, E. (1994). Schwulenbewegung in der DDR. Interview von Kurt Starke mit Eduard Stapel (SVD). In K. Starke, *Schwuler Osten. Homosexuelle Männer in der DDR* (S. 91–111). Berlin: Ch. Links.
- Starke, K. (1979). *Jugend im Studium*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Starke, K. (1980). *Junge Partner. Tatsachen über Liebesbeziehungen im Jugendalter*. Leipzig: Urania.
- Starke, K. (1991). Zentralinstitut für Jugendforschung – es war einmal. *Berliner Journal für Soziologie*, 2(2), 287–296.
- Starke, K. (1994). *Schwuler Osten. Homosexuelle Männer in der DDR*. Berlin: Ch. Links.
- Starke, K. (1995). *Sex hoch drei*. Berlin: Neues Leben.
- Starke, K. (2005). *Nichts als die reine Liebe*. Lengerich: Pabst.
- Starke, K. (2006). Jenseits der Zonengrenze. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 19(4), 359–366.
- Starke, K. (2007). Kinderwagen im Seminargebäude. In W. Cornelißen & K. Fox (Hrsg.), *Studieren mit Kind* (S. 79–91). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Starke, K. (2008). Leben von Lesben und Schwulen in der DDR. In LSVD Sachsen-Anhalt (Hrsg.), *Lesben und Schwule in der DDR. Tagungsdokumentation* (S. 9–34). Halle: Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen-Anhalt.
- Starke, K. (2012). Kinderwunsch und reproduktive Wirklichkeit. In H. Berth, E. Brähler, M. Zenger & Y. Stöbel-Richter (Hrsg.), *Innenansichten der Transformation. 25 Jahre Sächsische Längsschnittstudie (1987–2012)* (S. 69–96). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Starke, K. (2013). *8 Notate zu Ost-West-Unterschieden*. Manuskript.
- Starke, K. (2015). Einstellung zu Homosexualität. In F. Mildnerberger (Hrsg.), *Die andere Fakultät* (S. 225–244). Hamburg: Männerschwarm.
- Starke, K. (2017a). MeToo – ein unerhörter Aufschrei. *neues deutschland*, 19.11.2017, S. 14.
- Starke, K. (2017b). *Varianten der Sexualität. Studien in Ost- und Westdeutschland*. Lengerich: Pabst.
- Starke, K. (2018). Sex, Sexus, Sexismus. *Sexuologie*, 25(1–2), 96–100.
- Starke, K. & Friedrich, W. (1984). *Liebe und Sexualität bis 30*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Starke, K. & Roski, G. (Hrsg.). (1983). *Ehe – Familie – Sexualverhalten. III. Seminar sozialistischer Länder der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft Sozialhygiene der DDR, gemeinsam veranstaltet mit dem Zentralinstitut für Jugendforschung, 19. bis 21. Oktober 1982 in Leipzig*. Leipzig: Zentralinstitut für Jugendforschung.
- Starke, K. & Weller, K. (1993). West- und ostdeutsche Jugendliche. Eine östliche Sicht. In G. Schmidt (Hrsg.), *Jugendsexualität* (S. 80–101). Stuttgart: Enke.
- Starke, K. & Weller, K. (1999). Partner- und Sexualforschung. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 396–419). Berlin: edition ost.
- Starke, K. & Weller, K. (2000). Deutsch-deutsche Unterschiede 1980–1996. In G. Schmidt (Hrsg.), *Kinder der sexuellen Revolution* (S. 231–256). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Starke, K. & Weller, K. (2011). Das ZIJ: Partner- und Sexualforschung im Umfeld pädagogischer Forschung. In D. Kirchhöfer & C. Uhlig (Hrsg.), *»Verordnete« Einheit versus realisierte Vielfalt* (S. 319–328). Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Starke, U. (1999). Das Laboratorium für Studentenforschung an der Universität Leipzig.

- In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 542–549). Berlin: edition ost.
- Starke, U. & Starke, K. (1984). Liebe und Sexualität im Leben junger Menschen. In K. Starke & W. Friedrich (Hrsg.), *Liebe und Sexualität bis 30* (S. 14–26). Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Steiner, H. (2005). Die DDR-Jugendforschung. In H. Bleiber & W. Küttler (Hrsg.), *Revolution und Reform in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Zweiter Halbband* (S. 215–237). Berlin: trafo.
- Stumpe, H. & Böttger, F. (1991). Das Sexualverhalten von weiblichen Strafgefangenen. In E. Günther (Hrsg.), *Psychosoziale Aspekte der Homosexualität III. Konferenzschrift* (S. 60–63). Jena: Universitätsverlag.
- Stumpe, H. & Weller, K. (1995). *Familienplanung und Sexualpädagogik in den neuen Bundesländern*. Unter Mitarbeit von L. Aresin, K. R. Bach, J. Resch-Treuwerth & E. Stapel. Köln: BZgA.
- Szewczyk, H. & Burghardt, H. (Hrsg.). (1978). *Sexualität*. Berlin: Volk und Gesundheit.
- Weber, G. & Weber, D. (1958). *Du und ich*. Berlin: Volk und Gesundheit.
- Weller, K. (1984). Liebes- und Sexualverhalten und Leistung. In K. Starke & W. Friedrich (Hrsg.), *Liebe und Sexualität bis 30* (S. 276–284). Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Weller, K. (1991). Das Sexuelle in der deutsch-deutschen Vereinigung. Leipzig: Forum.
- Weller, K. (1992). *Sexualität und Partnerschaft von Strafgefangenen*. [= Leipziger Texte zur Sexualität, 2]. Leipzig: Forschungsstelle Partner- und Sexualforschung.
- Weller, K. (2013a). *PARTNER 4. Sexualität und Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich*. Merseburg: Institut für Angewandte Sexualwissenschaft.
- Weller, K. (2013b). (Hrsg.). *Jugendsexualität 2013. Partner 4 – Sexualität und Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich. Tabellenband 2013 – 1990 – 1980*. Hochschule Merseburg: Institut für Angewandte Sexualwissenschaft.
- Weller, K. & Bathke, G.-W. (2017). Familiäre Herkunftsbedingungen und die sexuelle Entwicklung von Kindern und Jugendlichen – ein empirischer Überblick. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 30(4), 309–331.
- Weller, K. & Starke, K. (1993). Veränderungen 1970–1990 (DDR). In G. Schmidt (Hrsg.), *Jugendsexualität* (S. 49–65). Stuttgart: Enke.

Biografische Notiz

Kurt Starke, Prof. Dr. habil., Jahrgang 1938, war Forschungsdirektor am Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig und Abteilungsleiter Partner- und Sexualforschung. Zu seinen Büchern zählt *Varianten der Sexualität. Studien in Ost- und Westdeutschland* (2017).

